

# Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

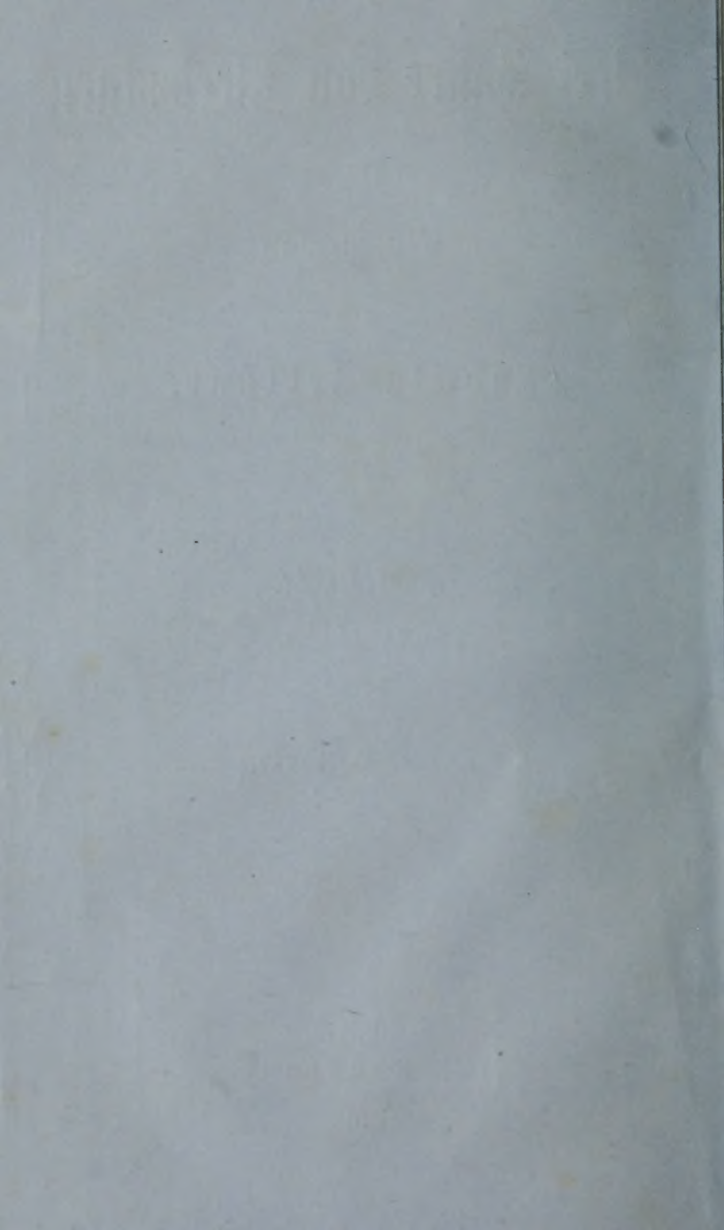
von

Ludwig Rellstab.

Fünf Bände.

Dritter Halbband.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.



# Drei Jahre von Dreissigen.

---

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.





# Drei Jahre von Dreissigen.

---

Ein Roman

von

**Ludwig Rellstab.**

---

**Zweiter Band.**

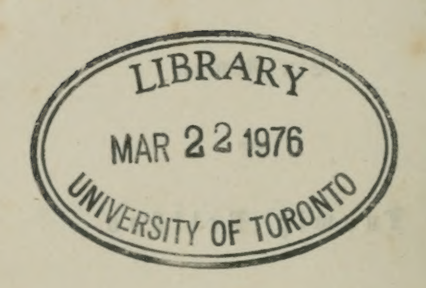
Erste Abtheilung.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.


LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

# Zehntes Buch.

---

# Erstes Capitel.

Die dem Sinken nahe Sonne eines milden Maiabends röthete mit ihren letzten Strahlen die prächtigen Thürme und Mauern des heidelberger Schlosses, das sich aus dem Grün seiner Umgebungen leuchtend erhob. Die waldigen Höhen waren umflossen vom rosigen Widerschein des Abendhimmels, der bis in den lichten Aether hinaufduftete. Der Neckar brach die von Purpurschaum gekrönten Wellen rauschend an den Felsstücken in seinem Bette. In der Oeffnung des Thales nach dem Rhein zu lag die ganze weite Ebene in Goldrauch gehüllt; die zackigen Höhen des Hardtgebirges schlossen den Horizont mit ihrer blauen Kette.

Ein Mann zu Pferd, dessen grauer Bart hohe Jahre, seine stattliche Reisekleidung und würdige Haltung den vornehmen Stand verrieth, und dem ein berittener Diener mit einem schwerbepackten Handpferde folgte, bog von der Bergstraße her in das Thal ein, das ihn mit einem so reizenden landschaftlichen Anblick überraschte. Es war Wenzel von Budowa, der, mit einem wichtigen, geheimen Auftrage, sich der schönen Hauptstadt des Kurfürsten von der Pfalz näherte. Als er an die Brücke gelangte, die aus starken fichtenen Bohlen erbaut und mit schützenden Eisbrechern gegen die

Stromrichtung versehen, über den Neckar zum Brückenthor der Stadt führte, befragte er den Einnehmer, während er den Brückenzoll entrichtete, nach den Wohnungen der kurfürstlichen Räthe, Ludwig Camerarius und Leander Rippell. Sie wurden ihm beide bezeichnet. Er ritt indessen zuerst nach dem Gasthof Zum Ritter am Markte, ließ sein Pferd wohl unterbringen, wechselte das bestäubte Reisekleid mit einem andern und begab sich dann zu dem Rath Camerarius, dem der Kurfürst Friedrich V. sein ganz besonderes Vertrauen schenkte. Wenzel von Budowa kannte den Rath schon von seinen Jugendjahren her, wo er sich eine Zeit lang mit ihm zu Bologna aufgehalten hatte. Auch später hatte er ihn noch zuweilen gesehen; doch waren über dreißig Jahre vergangen, seit er nicht mehr in Verbindung mit ihm gewesen. Jetzt stand er vor dem Hause auf dem Heumarkt, welches Camerarius bewohnte. Nachdem er den Klopfer an der Thür mehrmals vergeblich hatte anschlagen lassen, öffnete ihm endlich ein alter Diener. Auf seine Frage erhielt er den Bescheid, der Herr sei mit dem gnädigsten Herrn Kurfürsten gen München gereist, werde aber heute oder morgen zurück erwartet.

Der Kanzler ging daher weiter zu dem Rath Leander Rippell, dessen Haus hart unterm Schloßberge lag.

Es war inzwischen fast dunkel geworden; nur die nachschimmernde Abendröthe warf noch einen schwachen Schimmer auf die Schloßzinnen; allein hinter den Bergen, jenseit des Neckar, schwebte schon der Mond herauf und mußte bald seine Strahlen ins Thal senken. Das Haus stand offen. Zur Seite der Hausflur war in einem Gemach eine ältere Frau mit wirthschaftlichen Anordnungen beschäftigt. An diese wandte sich der Kanzler mit seiner Frage nach dem Rath.

„Er ist droben im Garten und bindet die Weinstöcke an“, antwortete die Alte. „Wenn der Herr sich hinaufbemühen wollten?“

Budowa trat in den Garten, der sich dicht hinter dem Hause den Berg hinanzog. In dem Zwielicht aus Abendpurpur und Mondsilber, das sich über die Höhen ergoß, sah er in einem der obern Weingänge einige Gestalten sich bewegen, ohne sie jedoch genau unterscheiden zu können. Er stieg die schmalen Steinstufen, welche von einer Terrasse des Weingartens zur andern führten, hinauf.

„Ach!“ hörte er plötzlich einen leichten weiblichen Ausruf dicht neben sich. Es war ein junges Mädchen, dem die hellbraunen Locken leicht um den Nacken fielen. Sie trat, ein Körbchen mit den Gartengeräthschaften in der Hand, eben aus einem Seitengange und hatte unvermuthet den Fremden vor sich gesehen.

„Ich suche den Herrn Rath auf“, redete Budowa sie mit gewandter Sitte an, „es sollte mir leid thun, wenn ich Euch erschreckt hätte!“

„O nein“, antwortete die hellste Silberstimme, „ich war nur ein wenig überrascht. Der Vater ist droben; ich will eben hinauf; wollt Ihr mir folgen?“

Mit diesen Worten stieg das junge Mädchen, das, soviel die Dämmerung wahrzunehmen gestattete, ebenso lieblich von Gesichtszügen war als der Ton ihrer Sprache wohllautend, und ihr Wuchs schlank, leichten Schrittes die Anhöhe hinauf.

„Hm!“ dachte der Kanzler bei sich. „Auf solche angenehme Beigabe für mein ernstes Geschäft war ich nicht gefaßt. Ich will sie aber für ein gutes Zeichen nehmen.“

Nach wenigen Minuten hatten sie die Stelle im Garten erreicht, wo der Rath zur Erholung von seinen schweren

amtlichen Arbeiten harmlos in seinem Garten arbeitete und eben die Weinstöcke aufgebunden hatte, die schon frische Augen trieben und den Laubgang, der sich am Rande der Höhe hinzog, später beschatten sollten.

„Ein fremder Herr, lieber Vater", sprach die anmuthige Führerin, „der dich zu sprechen wünscht."

„Vergebt mir, Herr Rath, daß ich Euch noch so am späten Abend aufsuche und in Euren Erholungsbeschäftigungen störe", begann der Kanzler. „Allein ich habe etwas Dringendes und Wichtiges mit Euch zu besprechen, das nicht wol Aufschub duldet."

„Vergebt nur Ihr, mein werther Gast", antwortete der Rath, ein Mann von etwa sechzig Jahren, dem schon graues Haar das Haupt bedeckte, „daß Ihr mich hier als Gärtner nicht im Weinberge des Herrn, sondern in meinem eignen antrefft. Und wer schenkt mir, wenn ich Euch mit dieser Frage empfangen darf, die Ehre eines so späten Besuchs?"

„Ich komme aus Böhmen, aus Prag; ich bin der Kanzler Wenzel Budowa von Budowecz."

„Herr Kanzler", erwiderte Rippell, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, „ich heiße Euch bestens willkommen. Und was führt Euch unter mein unscheinbares Dach?"

„Es sind Angelegenheiten, die ich nur mit Euch allein besprechen kann", lautete Wenzel's Antwort.

„Agathe", rief dieser, „eile hinunter und zünde die Kerzen in meinem Arbeitszimmer an, ich komme gleich mit dem Herrn hinab."

Das leichtfüßige Mädchen flog den Berg hinunter.

„Wollen wir meiner Tochter sogleich nachfolgen, Herr Kanzler?" fragte der Rath, „oder beliebt es Euch, noch hier zu verweilen?"

„Wir sind hier wol unbelauscht und ich spreche gleich im Gehen mit Euch“, antwortete Budowa mit einem Blick auf zwei Gartenarbeiter, die in ziemlicher Entfernung beschäftigt waren. — „Mich führen die schwierigen verwickelten Angelegenheiten meines Vaterlandes hierher.“

„Ja freilich, da draußen in Böhmen geht es seit Jahr und Tag wunderbar zu“, antwortete der Rath.

„Die Verwirrungen und Bedrängnisse des Landes kennt Ihr, und ich darf voraussetzen, daß Ihr, als ein Anhänger des protestantischen Glaubens und Diener des Fürsten, der an der Spitze des protestantischen Schutzbündnisses steht, nicht gleichgültig dagegen geblieben seid!“

„Wer könnte das!“ rief der Rath warm. „Ist unser gnädigster Herr nicht selbst schon zur Vermittelung in dieser Sache angegangen und aufgetreten? Eure Sache ist auch die unsrige. Uns drohen Bedrängnisse, die euch bereits treffen.“

„Und von denen Ihr auch, wie alle Länder“, die sich dem neuen Glauben zugewandt haben, mannichfach getroffen worden seid, wenn auch in andern Zeiten und Umständen“, entgegnete der Kanzler. „Glaubt mir“, fuhr er fort, indem er die Hand des Raths ergriff, „es ist mir eine wahre Erquickung des Herzens, gleich in dem ersten Worte, das Ihr mit mir, dem Fremden, sprecht, eine so warme Gesinnung für unsere Angelegenheiten zu erkennen.“

Inzwischen waren Beide die Anhöhe hinabgestiegen; die schmalen Treppen nöthigten sie hintereinander zu gehen; der Rath ging führend voran. Unten trat ihm Agathe entgegen mit den Worten: „Kathy hat schon die Kerzen in deinem Zimmer angezündet, lieber Vater“, dann verneigte sie sich freundlich gegen den Kanzler und lud ihn durch eine Bewegung der Hand ein, voran in die Haus-

flur zu treten, welche jetzt durch eine hellbrennende Lampe erleuchtet war.

Im Arbeitszimmer des Raths, das von Acten und Büchern erfüllt, kaum den Raum für einige schwerfällige Sessel ließ, nahmen die beiden Männer Platz.

„Und nun Euer Begehr an mich, Herr Kanzler?“ fragte Rippell.

„Euer gnädigster Herr, der Kurfürst, hat sich der protestantischen Sache schon so lebhaft angenommen, daß wir in Böhmen den Gedanken gefaßt haben, uns seinem Schutz und seiner Obhut noch ganz besonders anzuvertrauen. Dürfen wir darauf hoffen?“

„Ich denke, Herr Kanzler, der Kurfürst hat euch schon Beweise davon gegeben“, lautete die Antwort des Raths. „Ihr seid gewiß so gut davon unterrichtet wie ich, daß der Graf Mansfeld mit seinem Heere doch nur auf Veranlassung meines gnädigsten Herrn, als Oberhaupt der Union, in den Dienst Böhmens getreten ist, wenngleich die Form dabei eine andere sein mußte wegen der Verhältnisse zu Kaiser und Reich, die die Fürsten der protestantischen Union zu beachten haben.“

„Ich weiß es, und alle Böhmen wissen es, und sind dankbar dafür. Doch möchten wir uns dem jungen und doch so fromm eifrigen Herrn noch näher verbinden, sodaß seine Rechte, seine Liebe, ja seine Pflicht, sich unserer Sache anzunehmen, sich noch verstärkte, verdoppelte!“

„Ich verstehe Euch nicht!“ entgegnete Rippell im fragenden Tone.

„Ich glaube es wol“, antwortete der Kanzler, „ich wage auch kaum mich selbst zu verstehen!“ — Er machte eine Pause wie Jemand, der über die Form nachsinnt, in der er eine schwierige Angelegenheit vortragen möchte. Dann

fuhr er fort: „Solange der Kaiser Mathias lebte, hatten wir Hoffnung in Böhmen, daß trotz des begonnenen Kampfes unsere Sache friedlich ausgeglichen werden würde. Seit Ferdinand II. den Thron bestiegen hat, ist diese Hoffnung vernichtet.“

„Ich kann mir's denken“, antwortete der Rath mit ernstem Ton; „der Zögling von Ingolstadt und begeisterte Verehrer des Ignatius von Loyola, der in Steiermark seine Grundsätze durch die völlige Ausrottung des protestantischen Glaubens öffentlich dargelegt hat, kann den Böhmen kein großes Vertrauen einflößen!“

„Es ist unmöglich für die Genossen unsers Glaubens“, erwiderte der Kanzler. „Ich darf Euch versichern, Herr Rath, die Mehrzahl unter uns wollte und wünschte den Frieden aufrichtig, wenn auch Thurn und einige andere mehr für den Krieg waren. Denn Böhmen hat genugsam erfahren, was der Krieg und vollends der Religionskrieg für Unheil bringt.“

„Seit zwei Jahrhunderten kennt ihr das freilich!“ bemerkte der Rath mit Theilnahme.

„Allein der Friede unter Ferdinand ist eine Unmöglichkeit.“

„Indessen hat er ihn euch, wie ich gehört, gleich nach dem Tode des Kaisers Mathias angeboten“, versetzte der Rath.

„Unter Bedingungen, die wir unmöglich annehmen konnten“, fiel der Kanzler rasch ein; „was vielleicht Niemand so gut wußte als Ferdinand selbst. — Er verlangte die völlige Herstellung derjenigen Zustände, die den Krieg unvermeidlich gemacht hatten. Er bestätigte zwar unsere weltlichen und kirchlichen Rechte, allein ohne die Gewährleistungen, die wir dafür verlangen müssen. Denn wenn

der bloße Buchstabe des Rechts uns unter Mathias nicht schützte, der es doch nicht überall ungünstig für uns deutete, was sollten wir unter Ferdinand davon erwarten?"

„Das hätte freilich keine große Sicherheit dargeboten", meinte der Rath.

„Er verlangte zuvor die Rückkehr aller Personen und Bestätigung in ihren Aemtern, gegen deren bedrückende Amtsausübung und Grausamkeit der Aufstand ausgebrochen war. Er forderte die Wiedereinsetzung der papistischen Eiferer unter den Prälaten, die Wiedereinführung der Jesuiten. Hatten uns diese schon zuvor, wo ihnen nichts Feindseliges von uns widerfahren war, gepeinigt, mit Ränken und Haß verfolgt, was sollten wir jetzt von ihnen erwarten, wo ihr Haß bis zur Wuth gereizt ist?"

„Sie würden euch muthmaßlich, gleich dem Jerobeam, mit Skorpionen gezüchtigt haben, statt mit Geißeln", seufzte der Rath.

„Nicht einmal an die von uns erwählten Directoren des Landes schrieb König Ferdinand, sondern an die von uns abgesetzten Räthe; er erkannte also nur diese an, nicht uns, und verdammte folglich unser ganzes Verfahren vorweg. Mit einem Worte, er bot uns nur die Rückkehr in das Alte, von dem alle Gefahr, alles Unheil ausgegangen war. Das konnten wir nicht annehmen, Ferdinand wußte es; er wollte also den Frieden nicht."

„Das scheint nicht zu bestreiten", pflichtete der Rath bei.

„Welcher Zustände sollen wir uns nun unter einem Herrscher von den Gefühlen und Grundsätzen Ferdinand's gewärtigen?" fragte der Kanzler mit besorglich schmerzlichem Tone.

„Und doch hattet ihr ihn selbst zu eurem Könige gewählt!" bemerkte Rippell.

„O, theurer Herr", antwortete Budowa, „wenn Ihr genau wüßtet, wie es bei dieser Wahl zugegangen ist, welche Kunstgriffe, Verlockungen, Drohungen angewendet wurden! Auch haben schon damals Viele sofort dagegen protestirt; Graf Thurn zum Beispiel. Und hätte die Furcht nicht die Andern zurückgehalten, die Zahl der Protestirenden wäre vielleicht größer gewesen als die Zahl Derer, die Ferdinand wählten. Auch sind die uns einverleibten Nachbarlande, Mähren und Schlesien, gar nicht bei der Wahl gehört worden!"

„Allein sie geschah, die Krönung wurde vollzogen! Was bleibt euch also übrig? Ihr kämpft gegen euren rechtmäßigen Herrn und König!" wandte der Rath bedenklich ein.

Die Unterredung stockte einige Augenblicke.

„Ich komme jetzt zu Dem, was mich zu Euch führt, verehrter Herr", hub der Kanzler feierlich an, „und ich möchte zuvörderst Euren Rath, Eure Meinung hören. Allein auf Manneswort, was ich Euch hier vertraue, muß jetzt noch das tiefste Geheimniß bleiben!"

„Was ich, ohne Pflicht und Ehre zu verletzen, verschweigen darf, ruht in meiner Brust wie im Grabe", erwiderte der Rath mit Ernst.

„Nun denn! Der Einspruch gegen die Gültigkeit der Wahl Ferdinand's, den die protestantischen Böhmen schon lange im Stillen erhoben, tritt jetzt laut hervor. Eine große Zahl ist entschlossen, seine Wahl öffentlich und feierlich für ungültig zu erklären; sowol wegen der unregelmäßigen Weise, in der sie geschah, als wegen späterer, gegen die Wahlbedingungen und den heiligen Eid darauf gerichteten Handlungen des Königs, wodurch er das Recht auf die böhmische Krone verscherzt hat." Budowa hielt inne und richtete einen forschenden Blick auf den Rath, um

zu sehen, wie diese Mittheilung auf ihn wirke, und zu erwarten, ob und was er antworten werde. Doch dieser schwieg und wartete in ernster Spannung auf die Fortsetzung der Rede.

Jener begann also wieder: „Ja, König Ferdinand hat seine Zusagen, hat die Bedingungen, die ihm bei der Wahl gestellt worden sind, nicht gehalten. Er hat wider das feierliche Versprechen, das jeder durch die Wahl zum Nachfolger auf den böhmischen Thron bestimmte König ablegt, sich jeglicher Einmischung in die Regierung zu enthalten, bis er selbst den Thron besteigt, sich noch bei Lebzeiten des Kaisers Mathias in die Regierung eingemischt, ja gewaltthätig eingedrängt. Außer vielen andern Handlungen bezeugt dies offenkundig die gegen des Kaisers Willen vorgenommene Verhaftung seines ersten Ministers, des Cardinals Clesel, der uns wohlwollte, wenigstens günstiger gesinnt war als Pater Lamormain! Ferdinand hat die uralten Rechte Böhmens, seinen König zu wählen, misachtend, einen geheimen Erbvertrag geschlossen *), dessen Inhalt uns aber wohl bekannt ist, einen Vertrag, der das freie Königreich Böhmen der Krone Spaniens unterwirft!“

„Hm! hm!“ murmelte der Rath mit tiefem Tone, „sollte er das gethan haben!“

„So hat er also selbst“, rief der Kanzler aus, „das Recht auf die Krone verwirkt! Aber wenn auch das Alles nicht wäre, wenn wir uns darüber verständigten, sein unduldsamer Religionshaß bleibt die unüberwindlichste Unmöglichkeit, daß er jemals den Thron Böhmens besteige!“

„Wie? So weit seid ihr in euren Beschlüssen gegangen?“ rief der Rath staunend und erschreckend.

---

*) Historisch.

„Es ist noch nicht beschlossen, aber der Beschluß ist unvermeidlich. Glaubt mir, theurer Herr, wer die Stimmung der Böhmen kennt, der weiß, daß der böhmische Königsthron erledigt ist!"

„Verhängnißvolles Ereigniß!" rief der Rath aus und stand rasch auf. „O, mein hochverehrter Herr, ich besorge, ihr habt euch da einen furchtbaren Abgrund geöffnet, der mehr verschlingen kann als ihr meint!"

„Nicht wir; das unvermeidliche Schicksal, die sichtliche Fügung Gottes, laßt mich sagen, haben uns auf diese gefährliche Stelle, denn der Gefahr verschließen wir unser Auge nicht, gedrängt! Drum schauen wir uns um nach Hülfe, nach Rettung, und — wir haben unsern Blick hierher gerichtet!"

„Hierher?" fragte der Rath und sah den Redner mit ahnungsvoller Miene an.

„Ja, hierher! Euer gnädiger, liebreicher, glaubenseifriger Herr, der Führer und Schutzherr des protestantischen Fürstenbundes, wenn er der Führer und Schutzherr Böhmens würde .....!"

„Um Gottes Willen! Welch ein vermessener Plan, theurer Herr!" rief der Rath. „In welche Kämpfe und Gefahren wollt Ihr unsern Fürsten, unser Land stürzen! Ein gesalbter Herrscher sollte den Arm wider den andern erheben? Alle Fürsten des Reichs würden wider unsern gnädigsten Herrn sein, der Kaiser selbst, wenn Deutschland sein neues Oberhaupt gewählt hat, würde ihn verdammen, mich dünkt, die Acht schwebt schon über seinem Haupte! ....."

„Wenn Ferdinand die Kaiserkrone empfängt — dann freilich!" unterbrach ihn der Kanzler. „Laßt mich abbrechen, theurer Herr", sagte er seufzend, „ich sehe wohl, Ihr seid

nicht Der, der uns Trost und Hoffnung gibt im Unglück meines Vaterlandes!"

„Das Unglück desselben geht mir ans Herz wie Euch, Herr Kanzler", entgegnete der Rath erschüttert; „allein ich fürchte, Ihr vergrößert es, statt es zu heilen!"

„O, Ihr kennt unsere schreckenvolle Lage nicht!" rief Budowa aus. „Wie es überall, wo alte Einrichtungen sinken, alte Bande gelöst werden, Leute gibt, die sich jeglichen Gesetzes, jeglicher Pflicht erledigen, so gibt es auch bei uns jetzt Viele, die in gesetzloser Willkür verwegen nach Allem greifen möchten! Schon ist in Einzelnen der Gedanke aufgetaucht, Böhmen zu einer freien Republik umzuschaffen! Der Thron ist einmal ledig, heißt es; doch es gibt Ehrgeizige und Mächtige, es gibt Abenteurer, die den leeren Platz einnehmen möchten! Sie reden von der süßen Freiheit; das heißt sie möchten die süße Herrschaft üben!"

„Gott beschirme euch vor dem Unheil, wo eine ehrsüchtige Begierde die andere bekämpft, weil jede gleiches Anrecht zu haben meint!" unterbrach der Rath den Kanzler.

„Nur ein neuer König, der an die Stelle des alten tritt, kann uns vor diesen Schrecken behüten! Nur Einer, der so hoch in Macht und Ansehen steht, daß sich ihm Alle beugen müssen! Und .... Böhmen kann von keinem katholischen Fürsten mehr beherrscht werden!"

Leander Rippell ging unruhig im Gemach auf und nieder, ohne zu antworten. Budowa hielt den Blick auf ihn geheftet und schien einer neuen, tröstlichern Antwort zu harren. Sie blieben Beide schweigsam eine längere Zeit einander gegenüber. Da hörte man den Hufschlag von Pferden durch die Stille des Abends. Der Rath trat ans Fenster.

„Es ist der Kurfürst!“ rief er überrascht; „soeben kehrt er von seiner Reise nach München zurück!“

Auch der Kanzler war ans Fenster getreten. Mit pochender Brust, denn er war aufs äußerste bewegt, sah er den jungen Fürsten vorüberreiten, begleitet von mehrern Rittern und Dienern. Sie waren das Neckarthal heraufgekommen; der Weg nach dem Schlosse führte sie am bequemsten durch die Stadt und an Rippell's Hause vorüber. Der Mond schien so hell, daß man die Gestalten der Einzelnen wohl unterscheiden konnte. Neben dem ganz jugendlichen, fröhlich umherschauenden und die ehrfurchtsvoll mit unbedecktem Haupte an der Straße stehenden Bürger leutselig grüßenden Friedrich V. ritt ein schon bedeutend älterer Mann in dunkler, pelzverbrämter Kleidung; er hatte ein würdiges Aeußere.

Der Kanzler heftete seinen Blick auf diesen. Er vermuthete, wer es sein möchte, und fragte Rippell: „So kehrt auch wol Euer Amtsgenosse der Rath Camerarius mit dem Herrn Kurfürsten zurück?“

„Es ist Der, welcher ihm zur Seite reitet“, antwortete Rippell.

Beide schwiegen wiederum, bis die letzten Reiter vorüber waren und der Hufschlag verhallte.

„Welch eine frische, jugendliche Haltung hat der Kurfürst“, sagte der Kanzler; „wie leicht und frei saß er zu Pferd und wie fröhlich grüßte er umher. Das wäre der Mann, dem die Herzen aller Böhmen entgegenfliegen würden, wenn er ein Herz hätte für unser Schicksal!“

Der Rath blieb stumm. Budowa trat auf ihn zu und faßte seine Hand.

„Würdiger Mann“, sagte er warm, „ich sehe wohl, auf Eure Hülfe, Euer Fürwort kann ich in dieser An-

gelegenheit nicht hoffen! Allein werdet Ihr mir entgegen sein?"

„Herr Kanzler", antwortete Rippell und erwiderte den warmen Händedruck, „wenn ich in so wichtiger Sache nicht für Euch sein kann, muß ich Euch nicht entgegen sein? Ich glaube, Ihr selbst wählt und handelt nicht zu Eurem Besten, und ich sollte schweigen, wenn ich sähe, daß mein eigener theurer Fürst sich in Gefahr und Unheil stürzen wollte? Ich kann ihm nicht zu Dem rathen, was Ihr begehrt, ich muß, ich werde ihm abrathen; allein ich werde ihm gehorchen und ihm getreu dienen bis zum Tode, wenn er anders beschließt, als ich für gut halte!"

„Ihr seid ein redlicher Mann!" erwiderte der Kanzler und drückte ihm die Hand.

Ein leises Pochen an die Thür unterbrach das Gespräch. Auf des Raths „Herein" trat seine Tochter ein. Ihr Antlitz strahlte fröhlich und mit ebenso fröhlicher Stimme rief sie: „Vater, hast du den Kurfürsten gesehen? Eben ritt er hier vorüber!"

„Wir haben ihn gesehen, Kind", erwiderte der Vater freundlich, „allein wenn du uns dazu auffordern wolltest, hättest du früher kommen müssen!"

„Das wollte ich nicht", erwiderte sie in heiterer Unbefangenheit, „meine Frage überraschte mich nur so, weil ich noch ganz voll Freude bin. Ich kam nur, um zu fragen, ob du nicht jetzt mit dem fremden Herrn zum Abendessen kommen möchtest? Der Tisch ist bereit."

„Ihr seid doch unser Gast, werther Herr?" wandte sich der Rath zu Budowa.

„Entschuldigt mich", bat dieser, „ich muß noch zum Rath Camerarius!"

„Ich rathe Euch, laßt das heut", sagte Rippell gut-

müthig. „Er wird müde sein von der Reise. Sie sind heut von Heilbronn bis hierher geritten; zwölf Wegstunden. Das macht auch Kriegsmänner müde, vollends uns von der Feder!“

„Ihr glaubt, er werde mich heut nicht mehr sprechen wollen?“ fragte Budowa.

„Das wäre wol möglich! Vielleicht begleitet er sogar noch den Herrn aufs Schloß. — Nehmt meinen herzlich gemeinten Vorschlag an, Herr Kanzler“, fuhr der Rath fort, da dieser unschlüssig schien; „zu Geschäften taugt der Morgen besser, zur Erholung der Abend. Ihr seht morgen auch vielleicht Manches anders und frischer an.“

„Man soll nichts auf morgen verschieben!“

„Doch, Das, was heut einmal nicht abgethan werden kann! Und guter Rath kommt über Nacht!“

„Wenn ich das auf Euch anwenden könnte!“ antwortete der Kanzler mit einem halb unterdrückten Seufzer.

„Auch davon läßt sich morgen reden. Jetzt werft die Sorge ab und gebt Euch der Erholung hin. In Eurem unruhigen Vaterlande, denke ich, sind die heitern Stunden sorglosen Gesprächs beim Becher jetzt nicht allzu häufig. Genießt eine mit uns, und so lange denkt wie der frohe Sänger Horatius: Quid cras futurum sit, fuge quaerere!“

Und nochmals bot er dem traurig Sinnenden herzlich die Hand. Dieser sagte lächelnd: „Wenn ich Euch so zu überreden wüßte wie Ihr mich!“

„So setze nur von dem besten Rüdesheimer auf, Agathe!“ rief der Rath mit heiterm Tone, da er in diesen Worten des Gastes Zusage sah; und Beide folgten dem anmuthigen Mädchen in das Speisezimmer, das hell von Kerzen leuchtete und wo der für Drei zierlich gedeckte Tisch,

mit schönen, funkelnden Bechern geschmückt, gastlich zum Mahle lud und eine heitere Stunde versprach in der schwer ernsten Zeit.

---

## Zweites Capitel.

Auf dem Altan des heidelberger Schlosses war eine große Tafel gedeckt. Die Diener in reichgestickten Livreen waren noch geschäftig, dieselbe mit Blumengefäßen und prächtigen goldenen und silbernen Trinkgeschirren zu schmücken, als von der Seite der Kapelle her, die sich in dem großen Hauptbau des Schlosses hinter dem Altan befand, zwei Herren in festlicher Kleidung auf denselben hinaustraten. Es waren der Rath Camerarius und Wenzel von Budowa.

„Wir werden vielleicht noch einige Zeit Geduld haben müssen, würdigster Herr Kanzler", begann Camerarius. „Wenn unsere Herrschaften auf der Jagd sind, vergessen sie oft die Tischzeit darüber!"

„Ich wüßte nicht, daß man in angenehmerer Gesellschaft und an einem reizendern Orte seine Zeit zubringen könnte", erwiderte der Kanzler verbindlich.

„Ja, das Schloß zu Heidelberg ist mit Recht weit berühmt", entgegnete der Rath, „und dieser Altan bildet einen seiner schönsten Theile. Wir werden heut wol über funfzig Gäste bei der Tafel sein, und Ihr seht, daß der Raum groß genug ist für zwei mal so viele!"

„Und welch eine herrliche Aussicht!" setzte der böhmische Gast hinzu.

„Ihr waret früher niemals hier?“ fragte der Rath.

„Ich habe Heidelberg gestern zum ersten male betreten“, antwortete der Kanzler. „Von Bologna ging ich damals zuvörderst nach Padua. Demnächst besuchte ich mit meinem Oheim, der in Staatsgeschäften nach Madrid zum Könige Philipp gesandt worden, Spanien. Durch Frankreich kehrten wir zurück, nahmen aber unsern Weg von Paris nach Köln. Damals bin ich zwar auch den Rhein hinaufgereist zu Pferd, weil die Schiffahrt stromauf zu schwierig gewesen wäre, allein nur bis Mainz. Von dort kehrte ich über Frankfurt, Fulda, Eisenach, Weimar und Leipzig nach Böhmen zurück. Seitdem habe ich diesen Theil Deutschlands nicht wieder berührt.“

„Und ich habe ihn fast nie verlassen, nur daß ich mit unserm gnädigsten Herrn zu Amberg in der Oberpfalz, wo er zumeist Hof hält, einen großen Theil des Jahres verweile!“

„Ein glücklicher Wohnplatz hier, gesegnet und still!“ sagte Budowa, und sein Auge verlor sich in die Landschaft.

Hörnerklang, der aus den Bergen gegenüber zu dringen schien, ertönte.

„Jetzt kehren sie zurück!“ rief Camerarius. „Der Schall kommt drüben vom Heiligenberg!“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädigster Herr“, sagte einer der Diener. „Se. fürstlichen Gnaden kommen von Wolfsbrunnen her, es ist nur der Widerhall, was wir von dort drüben vernehmen! Die Jagd war jenseit des Kaiserstuhls über Neckar-Gmünd hinaus!“

„So, Nathanael? — So müssen sie wol bald hier sein?“

„Es werden keine zehn Minuten vergehen, denke ich, Herr Rath!“

Camerarius winkte, und der Diener trat zurück.

„Wird der Rath Rippell zur Tafel erscheinen?“ fragte der Kanzler.

„Ich glaube nicht! Der Kurfürst weiß, daß Tafel halten nicht die Sache des Raths ist. Er vergräbt sich zu tief in den Acten, ihm bleibt keine Zeit zu Gastmahlen!“

„Und doch ist er ein Mann fröhlichen Herzens, gastfrei und ein lieber Wirth!“

„Das will ich meinen! Aber nur im häuslichen Kreise. Am liebsten bei ihm selbst! An der Fürstentafel sitzt er ungern! Ei, da kommt der Herr Hofprediger!“ unterbrach sich Camerarius.

Beide gingen dem eben von unten die Steintreppe heraufgekommenen Hofprediger Scultetus entgegen, der, etwas erhitzt, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, auf den Altan hinaustrat.

„Ah, siehe da“, rief er schon von weitem dem Kanzler entgegen, „Ew. Edlen bereits hier! Ich freue mich, Wohldieselben hier zu begrüßen!“

Camerarius nahm das Wort: „Da Se. kurfürstlichen Gnaden eben zur Jagd reiten wollten, als der Herr Kanzler sich bei Höchstdemselben durch den Hofmarschall von Sickingen anmelden ließ, haben Sie geruht, den Herrn Kanzler zur Tafel zu ziehen.“

„Dessen ich mich hoch erfreue“, entgegnete Scultetus und verbeugte sich tief. — Camerarius winkte ihm bei Seite und sprach leise: „Wir halten es nach unserer Ansicht der wichtigen Angelegenheit, die der Herr Kanzler betreibt, für angemessen, daß Se. kurfürstlichen Gnaden nicht zuvor irgend eine Andeutung erhalte, als ob wir bereits darüber conferirt hätten. Unser späterer Rath, wenn sich der Herr Kurfürst dessen bedienen sollte, würde sonst nicht unbefangen genug erscheinen!“

Scultetus wiegte leise summend das Haupt. „Verstehe, ganz recht!“ Alle Drei traten jetzt möglichst abwärts von der Dienerschaft zusammen und besprachen sich in leisen Worten. Scultetus, mit welchem der Kanzler auf Camerarius' Rath schon Vormittags eine Unterredung gehabt, versicherte trotz der gedämpften Stimme in salbungsvollem Tone: „Ja, ich sehe, je mehr ich die Angelegenheit erwogen habe, eine ganz besondere Fügung des Herrn darin, daß einem so echt protestantischen Fürsten, wie der Kurfürst, eine so wichtige Aufforderung, für den gereinigten Glauben zu wirken, zugeht. Er würde als Monarch von Böhmen ein auserwählter Streiter des Herrn, ein Hort und Pfeiler der Kirche sein.“

Man vernahm jetzt den Hörnerklang ganz nahe. Zu erblicken war indessen von dem Zuge nichts, da er durch das Schloß selbst verdeckt blieb.

Mehrere Herren vom Hofe, die zur Tafel geladen waren, hatten sich inzwischen auf dem Altan versammelt. Der Hofmarschall von Sickingen drängte sich plötzlich eilig zwischen ihnen hindurch und ging auf Wenzel von Budowa zu.

„Darf ich Euch bitten, mir zu folgen, Herr Kanzler“, redete er ihn an, „Se. Gnaden der Herr Kurfürst wird im Hofe absteigen und sich dann in die Halle begeben, wo ich Ew. Edlen vorzustellen den Befehl habe.“

Beide gingen.

„Wir werden eine muntere Tafel heut haben, Herr Hofprediger“, fing einer der Herren, der Graf Erbach, zu Scultetus gewendet, an. „Der Herzog Christian von Braunschweig ist gestern zum Besuch eingetroffen und hat die Jagd mitgemacht. Das ist ein Herr! Der hat den Mund auf dem rechten Flecke!“

„Ei, ei! Wenn ich nicht irre, episcopus designatus

von Halberstadt", antwortete Scultetus, „und hat die Jagd mitgemacht!"

„Ja, ich glaube, er möchte fester im Sattel sein als auf der Kanzel", bemerkte ein anderer Herr, der Freiherr von Stecklenberg, „ich lernte ihn schon vor drei Jahren in Braunschweig selbst kennen, da hieß er nur der tolle Herzog Christian. Auf einer Eberjagd bei Blankenburg im Harz hatte er ...."

„Pst, da ist er", unterbrach ihn der Graf Erbach, „er führt Ihro Gnaden die Frau Kurfürstin!"

Alle wandten sich dem Eingang zur Terrasse zu, in welchem soeben die junge Kurfürstin Elisabeth am Arme des Herzogs Christian erschien, der ein ritterliches, gewandtes Aeußere, aber zugleich in seinem ganzen Wesen etwas so jeden Zwang keck Wegweisendes hatte, daß er fast übermüthig erschien. Gegen die schöne Fürstin aber benahm er sich mit der ergebensten Zuvorkommenheit.

„Bonjour Messieurs", grüßte diese, indem sie lächelnd im Kreise umherschaute, die sich tief verbeugenden Herren. Sie sprach, eine Engländerin von Geburt, Tochter Jakob's I., nur englisch und französisch, was die Herren am pfälzischen Hofe etwas in Verlegenheit setzte, da die französische Sprache nur Wenigen, die englische Keinem geläufig war. Doch das überaus freundliche, leutselige, ja zuvorkommende Wesen der Fürstin, das sie trotz eines sehr stolzen Gefühls ihres Ranges und ihrer königlichen Abstammung besaß, glich die kleinen Lücken und Unebenheiten, die sich aus der mangelhaften Sprachkenntniß erzeugten, vollkommen wieder aus. Weniger war dies bei den zahlreichen Engländern der Fall, die sich stets in ihrer Umgebung befanden. Diese hatten keineswegs die Art, ihre sprachliche Unbeholfenheit in dem fremden Lande durch Höflichkeit vergessen zu machen.

Als die Herren, welche bei der Jagd gewesen waren, dem fürstlichen Paare folgend, nach und nach auf dem Altan erschienen, bemerkte man, daß sie Alle mit irgend etwas sehr lebhaft beschäftigt sein mußten, denn sie sprachen eifrig miteinander und deuteten oftmals auf den Herzog und die Kurfürstin hin, die inzwischen weiter vorgetreten waren und die Grüße der Anwesenden durch Anreden der Angesehenern erwiderten.

„Es muß etwas Besonderes vorgefallen sein", flüsterte Camerarius dem Hofprediger zu; „was mag es nur sein?" Indem drängte sich der Graf Erbach mit wichtiger Miene zu ihnen. „Wißt Ihr schon, was vorgefallen ist, Herr Rath? Die Frau Kurfürstin ist in großer Gefahr gewesen. Der Herzog von Braunschweig hat sie gerettet!"

„Ei, um des Himmels Willen, wie das?" — „Was ist geschehen?" fragten Scultetus und Camerarius wie aus Einem Munde.

„Sie war der Jagd von ferne gefolgt", erzählte Graf Erbach; „ein angeschossener Wolf brach unvermuthet aus dem Dickicht und sprang in wilden Sätzen auf ihr Pferd zu; das Thier scheut, bäumt sich, jagt mit ihr davon; der Wolf nach. In dem Augenblick fällt ein Schuß, der Wolf stürzt und gleich darauf springt der Herzog von Braunschweig aus dem Gebüsch, fällt dem Pferde, obwol es in vollem Laufe dahinjagt, verwegen in die Zügel, wird erst geschleift, bringt es aber doch zum Stehen, und rettet so die Frau Kurfürstin, die ohne dies vielleicht verloren gewesen wäre!"

„Mein Gott, welch ein Glück und Unglück zugleich!" rief Camerarius aus.

„Das war des Himmels schützende Hand", sprach Scultetus gleichzeitig mit Salbung und erhob das Auge gen Himmel.

Graf Erbach drängte sich hastig durch den Kreis, der die Kurfürstin umgab, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen; Camerarius und Scultetus thaten desgleichen.

Nun erst wurde der Vorfall unter den Anwesenden, die nicht auf der Jagd gewesen waren, bekannt, und die Fürstin sah sich von Theilnehmenden und Glückwünschenden dicht umringt.

Während sie bald französisch, bald englisch, einige mal auch in gebrochenem Deutsch dankte und freundliche Worte sprach, war der Herzog Christian gleichfalls von Cavalieren umringt, die ihm bewundernde Lobsprüche spendeten. Er rief scherzhaft fast übermüthig aus: „Ihr macht zu viel aus der Kleinigkeit, ihr Herren! Es war ein Jagdvorfall, wie sie alle Augenblicke vorkommen. Der Hauptglücksfall war, daß mir ein Riemen am Sattelgurt gerissen war, denn sonst wäre ich nicht so weit hinter der Jagd zurückgeblieben und hätte nicht auf meinen beiden Füßen gestanden, um gleich feuern zu können. Der Wolf kam mir gerade schußrecht, und so streckte ich ihn natürlich nieder; zwar dicht bei der Frau Kurfürstin; allein ich kann mich auf mein Gewehr verlassen. Der Schuß machte das Pferd scheu, es stutzte, und jeder Stallbube hätte es auffangen können. Ich wollte, ich hätte mehr zu wagen für eine so schöne Fürstin", setzte er mit dreister Galanterie hinzu und wandte sich wieder zu dieser.

„Je vous dois la vie, ce qui est certainement beaucoup", sagte die Fürstin zu ihm.

„Et je vous devrai toujours le bonheur de ma vie, voilà ce qui est certainement beaucoup plus", antwortete der Fürst, indem er ihr die Hand küßte.

„Ist der Prinz ein so guter Schütz?" fragte Camerarius den Herrn von Steklenberg, der neben ihm stand.

„Nur ein zu guter!“ flüsterte dieser. „Er hat sich zuweilen das Vergnügen gemacht, Schieferdecker von den höchsten Thurmspitzen herunterzuschießen!“ *)

„Der Herr sei uns gnädig!“ rief Scultetus, der diese Worte hörte.

„Still, er nähert sich!“ winkte Camerarius.

„Was Teufel! Steklenberg!“ rief der Herzog plötzlich, als er dieses alten Bekannten ansichtig wurde. „Ich freue mich, Euch wiederzusehen! Wahrhaftig seit der blankenburger Jagd habe ich nichts von Euch gehört! Wie geht's Euch?“

Steklenberg verbeugte sich und dankte.

„Wer ist denn das schwarze Gespenst“, fragte der Herzog ihn leise und deutete auf Scultetus.

„Der Oberhofprediger Abraham Scultetus“, antwortete Steklenberg ebenso leise; „ein großer Eiferer für Calvin und zugleich ein großer Günstling Sr. kurfürstlichen Gnaden!“

„Meiner wird er nicht“, murmelte der Herzog.

Die Kurfürstin Elisabeth hatte indessen mit einigen Damen vom Hofe gesprochen, deren jetzt gleichfalls mehrere auf die Terrasse gekommen waren, und die sich ihr näherten, um ihren Glückwunsch wegen der Errettung aus drohender Gefahr darzubringen. Der Herzog Christian wandte sich wiederum der Kurfürstin zu und sagte ihr viele galante Dinge. Mit einer Hindeutung auf die reizende Landschaft und das stolze, seine Zinnen gegen das Blau des Frühlingshimmels scharf absetzende Schloß, sagte er lächelnd zu ihr: „So schön dieser Rahmen ist, er ist des schönen Bildes doch nicht würdig!“ Indem er sich bei diesem Worte gegen sie verbeugte, lächelte die anmuthige Fürstin und antwortete

*) Historisch.

in der Ueberraschung englisch: „Ich habe geglaubt, nichts übertreffe Eure Tapferkeit, allein Eure Schmeichelei ist viel größer.“

Da der Herzog nicht Englisch verstand, übersetzte ihm eine der Damen das Wort der Kurfürstin. Er erwiderte ebenso überrascht deutsch: „Sagen Sie der Kurfürstin auf englisch: «Wenn sie diese Meinung von der Größe meiner Tapferkeit aus dem Worte entnimmt, was ich eben gesprochen, so muß sie mich für einen Feigling halten.»“

Die Dame lächelte und übersetzte; Elisabeth verzog die feine, anmuthige Lippe gleichfalls zu einem Lächeln, wobei sie zugleich mit dem Finger drohte. Man merkte es indessen der Drohung an, daß sie nicht allzu ernstlich war, und der Fürstin die galante Wendung sehr wohl zu behagen schien; sie fand es auch angenehm, sich durch einen Dolmetsch mit dem Herzog zu unterhalten. Daher erwiderte sie abermals englisch: „Sagen Sie dem Herzog, wir wollten Frieden schließen, und ich wolle ihm zugeben, daß er ebenso tapfer als galant sei.“

Der Herzog war nicht unzufrieden mit dem Vertrag und antwortete sich verbeugend: „Darf ich den Frieden besiegeln?“ Dabei faßte er dreist die weiße Hand der Kurfürstin, die eben einen Handschuh ausgezogen hatte und damit spielte, und drückte ihr einen feurigen Kuß darauf. Und nicht das allein, sondern er drückte ihr auch die Hand selbst so warm, daß die Fürstin erschreckte und erröthete und betroffen ein wenig zurücktrat. In diesem Augenblick erhob sich ein Lüftchen, der leichte Handschuh entfiel ihr, und da sie dicht am Rande des Altans stand, flog er über denselben hinab. „Ach!“ rief sie kurz, und wandte sich um; der kleine Zufall verbarg ihre Bewegung, indem das Erröthen und Zurücktreten als eine Folge desselben erschien.

„Schade", sprach der Herzog lebhaft, „daß kein Löwenzwinger hier vor dem Altan ist. Auf mein Wort, ich holte den Handschuh so gut zurück wie der Ritter Delorges. Aber holen will ich ihn!" Und bevor nur Jemand ahnte, was er thun könne, sprang er mit einem leichten, kecken Sprunge über die Brüstung die zwar nicht furchtbare, aber immerhin ansehnliche Höhe hinunter, faßte gewandt und kräftig die nächsten Baumzweige und war mit Hülfe derselben in zwei Secunden wohlbehalten unten auf festem Boden. Er nahm den Handschuh, steckte ihn an seinen Hut, grüßte zu den erschrockenen und neugierig nachblickenden Herren und Damen hinauf, und suchte sich dann den Weg zurück durch die Wölbungen unter dem Altan, aus welchen Treppenstufen wieder hinaufführten.

In diesem Augenblick trat der Kurfürst und mit ihm der Kanzler Wenzel von Budowa auf den Altan; der Hofmarschall von Sickingen folgte ihnen. Der Kurfürst war erstaunt über die Bewegung die er vorfand, denn auch die Diener waren aus dem Hintergrunde neugierig dem Rande zugeeilt, Viele, ohne zu wissen, was eigentlich vorgegangen war. Die Kurfürstin war sogleich aufmerksam auf ihren Gemahl und eilte ihm entgegen; halb erschreckt, halb lächelnd erzählte sie den Hergang.

„Friedrich der Fünfte, selbst jung, heiter und, ohne eifersüchtig zu sein, sehr verliebt in seine junge, reizende Gemahlin, lachte und sprach: „Ja, der Herzog ist ein Tollkopf! Aber so etwas behagt euch Frauen; am Ende sticht er mich ganz bei dir aus!"

Eine schmeichelnde Umarmung war die Antwort der Kurfürstin. Alle freuten sich der anmuthigen Weise, in der das fürstliche Paar unbefangen vor der ganzen Versammlung der Gäste miteinander verkehrte.

„Und ich darf ihm nicht böse sein“, fügte der Kurfürst hinzu, „denn heute bin ich ihm wahrlich Dank genug schuldig geworden! — Allein vergessen wir darüber andere, wenn auch kleinere Pflichten nicht“, nahm er ernsthafter das Wort, wandte sich zu dem Kanzler um und sagte französisch: „Ich stelle dir hier den ehrenwerthen Herrn Kanzler Wenzel Budowa von Budowecz aus Prag vor, der uns mit einem Besuche erfreut.“

Budowa verbeugte sich und sagte sogleich ebenfalls französisch, das ihm so geläufig war wie seine Muttersprache: „Es ist mein höchstes Glück, Ew. kurfürstlichen Gnaden meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen.“

Elisabeth antwortete mit Freundlichkeit und doch mit echt fürstlicher Würde: „Ist es eine Geschäftsreise oder eine Vergnügungsreise, die Euch nach Heidelberg führt, Herr Kanzler?“

„Eine Geschäftsreise, die mir Ew. Durchlaucht gegenüber zu einer freudigen wird“, entgegnete dieser; „soweit ein Böhme“, setzte er, da die Kurfürstin mit halbem Neigen des Kopfes für die höfliche Wendung dankte, hinzu, „soweit ein Böhme bei der jetzigen Lage seines Vaterlandes von Freude sprechen darf!“

Elisabeth wollte ein theilnehmendes Wort sagen, doch ihr Gemahl fiel ein: „Der Herr Kanzler wollte sich in verschiedenen Angelegenheiten unsern Rath erbitten, doch läßt sich das so in der Eile nicht besprechen, wir werden nach der Tafel von den Geschäften reden. Jetzt wollen wir uns stärken nach der Jagd und heiter sein.“

„Das denke ich auch“, ließ sich eine Stimme hinter dem Kurfürsten hören. Es war der eben wieder zurückkehrende Herzog Christian. Er hatte den Handschuh der Kurfürstin an den Hut gesteckt.

„Ei, sieh Ew. Liebden! Und nicht den Hals gebrochen bei dem verwegnen Sprung?“ rief ihm der Kurfürst entgegen.

Der Herzog lachte. „Wenn das heidelberger Schloß nicht höhere Mauern hätte, wollte ich's bald mit Sturm nehmen!“

„Et mon gant?“ fragte die Kurfürstin.

„Das ist eine eroberte Fahne“, antwortete der Herzog, „die lasse ich mir nur mit dem Leben abnehmen!“ Dabei nahm er den Handschuh vom Hut und steckte ihn unter das Kleid auf die Brust.

„Ew. Liebden! Ich sollte eifersüchtig werden!“ scherzte der Kurfürst.

„Ich wollte, ich könnte Ew. kurfürstlichen Gnaden eifersüchtig machen!“ entgegnete der Herzog fast zu keck. „Allein die Wahrheit zu gestehen, ich fürchte mich den Handschuh zurückzugeben, denn ich habe hier schon den französischen Ritter Delorges so travestirt, daß Ew. Hoheit Gemahlin vielleicht Lust hätte die Begebenheit weiter zu travestiren und mir den Handschuh zuzuwerfen, wie der Ritter ihn dem Fräulein Kunigunde de Foix zuwarf.“

„Nun, der Handschuh soll kein Fehdehandschuh zwischen uns werden“, antwortete Friedrich. „Wie Ihr mit der Kurfürstin fertig werdet, sorgt selbst. — Ich denke aber sie gibt Euch zum Handschuh die Hand und läßt sich zur Tafel führen!“

Der Herzog bot der schönen Kurfürstin galant den Arm, sie nahm ihn verbindlich an und ließ sich zur Tafel geleiten. Im Gehen flüsterte der Herzog: „Nicht um mein Leben gebe ich den Handschuh zurück!“

Der Kurfürst wandte sich zum Kanzler und sagte ihm in auszeichnender Weise: „Ich bitte Euch, mein Nachbar

zu sein bei Tafel, Herr Kanzler!“ Mit diesen Worten ging er seiner Gemahlin nach und die Herren folgten ihnen ehrerbietig.

Bald waren alle Plätze eingenommen. Elisabeth saß zwischen dem Herzog und ihrem Gemahl; neben diesem der Kanzler. Ihnen gegenüber Camerarius und neben diesem Scultetus. Eine fröhliche Musik von Zinken, Flöten, Hörnern und Trompeten ertönte unvermuthet aus den Gebüschen vor dem Altan. Die Maisonne schien hell am blauen Himmel; die Lüfte waren mild; die Landschaft lag da, im Zauber der klaren Beleuchtung und des Frühlings. Der schattige, kühle Altan war von Düften umhaucht. Heiterkeit und Behagen strahlte aus Aller Zügen. Bald herrschte das fröhlichste Gespräch.

Nur der Gast aus Böhmen schaute mit trübverschleiertem Blick in den Reiz der lachenden Flur, und die Freude rings um ihn her erhöhte durch ihren Gegensatz nur die sorgenvolle Wehmuth in der Tiefe seiner Brust.

„Ist“, dachte er, „in meiner Heimat auch nur ein Einziger, der heut fröhlich zu Tische säße mit den Seinen? Hat seit Jahresfrist eine einzige Familie das Mahl sorglos, heiter genossen?“ — Und wie nahe lag die Zeit, wie viele schwere Jahre sollte sie dauern, wo im ganzen deutschen Vaterlande kein von Gott beschertes Mahl in sorgenloser Freude verzehrt wurde!

---

# Drittes Capitel.

Am andern Morgen in der Frühe, um acht Uhr schon, waren der Hofprediger Scultetus, der Rath Camerarius (oder Schultheiß und Kammermeister, wie ihre ursprünglichen deutschen Namen waren) und der alte Rath Leander Rippell zum Kurfürsten befohlen. Wenzel von Budowa war um neun Uhr zur Audienz auf das Schloß beschieden.

Als er sich um diese Stunde dahin begab, war der Kurfürst noch mit dem geistlichen Rath und den beiden weltlichen Räthen in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen, und auch im nächsten Vorzimmer durfte sich Niemand aufhalten, damit kein Wörtchen der Berathung durch irgend einen Horcher erlauscht werden könnte. In dem Empfangzimmer, welches an dieses stieß, befand sich, als Wenzel von Budowa eintrat, nur der Graf Erbach, der ihn auf das höflichste empfing, ihn aber im Namen seines Herrn um Entschuldigung bat, daß die Audienz sich wol etwas verzögern werde, weil der Kurfürst wichtige Besprechungen mit den Räthen habe.

„Unser Herr ist in ganz eigenthümlicher Gemüthsstimmung“, fuhr der Graf fort. „Ich habe ihn noch niemals so eifrig und zugleich so zerstreut gesehen!“

„In der That?“ erwiderte Budowa fragend. „Mich dünkte Se. Hoheit gestern über Tafel sehr heiter!“

„Allerdings, allerdings“, meinte der Graf; „indessen selbst bei Tafel waren Se. kurfürstlichen Gnaden öfters zerstreut und in tiefes Nachdenken versunken. Hätte der Herzog Christian nicht die gnädige Frau Kurfürstin so an-

gelegentlich unterhalten, so würde alles Gespräch gestockt haben."

„Ich war vielleicht die unschuldige Ursache", entgegnete der Kanzler, „daß Se. Hoheit sich der Frau Kurfürstin öfters entzogen, da Dieselben an mich vielfache gnädige Worte und Fragen richteten. Die Zustände Böhmens geben einem Fürsten, der der evangelischen Kirche so zugethan ist wie der Kurfürst, wol mancherlei Anlaß zur nähern Besprechung."

„Diese waren unstreitig auch der Hauptgegenstand Eures gestrigen Gesprächs in der geheimen Audienz, Herr Kanzler", antwortete Erbach mit einem forschenden Blick, der mehr Neugier verrieth, als sich der Frager hätte gestatten sollen.

„Allerdings", antwortete der Kanzler ruhig, „da ich in den Angelegenheiten meines bedrängten Vaterlandes den Rath Sr. Hoheit zu erbitten gekommen bin, mußten diese auch der Gegenstand seiner gnädigen Unterredung mit mir sein! — Der Herr Herzog von Braunschweig", fuhr er nach einer Pause fort, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, „ist heute schon wieder abgereist?"

„Ganz in der Frühe! Er will nach Frankfurt. Doch ist er noch zuvor zu einer großen Jagd in den Odenwald nach Erbach auf das Schloß meines Oheims geritten!"

„Er ist ein sehr leidenschaftlicher Jäger, nicht wahr?" fragte Budowa.

„Sodaß man nicht recht begreift, was er einst für ein Bischof sein wird", antwortete Erbach lächelnd.

Man hörte die Thür des kurfürstlichen Arbeitszimmers sich öffnen und zugleich die Stimmen und den Schritt einiger Kommenden.

„Der Kurfürst hat die Herren entlassen", sagte Erbach. Im gleichen Augenblick traten auch schon Scultetus und

Camerarius ein. In den Zügen Beider sah man den Ausdruck der Befriedigung. Sie begrüßten den Kanzler und Camerarius sprach: „Der Kurfürst wird Euch sofort empfangen, Herr Kanzler; er hat nur meinem Collegen noch einige kleine Aufträge zu übergeben und unterzeichnet einige Actenstücke.“

Eine Frage konnte der Kanzler nicht thun; aber sein Blick fragte und Camerarius heiteres Auge gab ihm günstige Antwort. Auf Scultetus Zügen spielte gleichzeitig ein eigenthümliches Lächeln; er reichte dem Kanzler die Hand und sagte: „Wenn ich Euch begrüße, verehrter Herr Kanzler, so muß ich mit Sirach reden: «Ein Solcher kann den Fürsten dienen und bei den Herren sein. Er kann sich schicken lassen in fremde Lande, denn er hat versucht was bei den Leuten taugt oder nicht!»“

Die letzten Worte betonte er mit sonderlichem Nachdruck. Budowa glaubte den Wink zu verstehen, erwiderte jedoch nur: „Ihr denkt zu Gutes von mir, ehrwürdiger Herr. Ich will froh sein, wenn es von mir heißt wie ebendaselbst: «Und der Herr gibt Gnade dazu, daß sein Rath und seine Lehre fortgehen!»“

„Wahrlich“, rief Scultetus aus, „ich erstaune, Herr Kanzler, Euch so bibelfest zu finden! Ich sollte meinen, nach Eurer Antwort, mit der mancher Candidatus theologiae vielleicht in Verlegenheit gewesen wäre, Ihr hättet scripturam sacram studirt, statt des Corporis juris! Nun darf ich auch mit Sirach gegen Euch fortfahren und freudig und mit vollem Gottvertrauen ausrufen, wie es im gleichen neununddreißigsten Capitel im elften Verse heißt.“ Er citirte mit Emphase: „Und er betrachtet es zuvor bei sich selbst; danach sagt er seinen Rath und Lehre heraus und beweist es mit der Heiligen Schrift. — Und Viele

wundern sich seiner Weisheit und sie wird nimmermehr untergehen!"

„Ich mache auf solchen Ruhm keinen Anspruch, ehrwürdiger Herr", entgegnete der Kanzler in einfachem Tone den pathetischen Worten des Pfarrers. „Mich Raths zu erholen, nicht Rath zu ertheilen, bin ich gekommen."

Scultetus wollte eben wieder mit einem biblischen Kernspruch anheben, als zur Freude des Raths Camerarius, der schon wie auf Kohlen stand, weil er besorgte, der unbehutsame Eifer des geistlichen Herrn möge etwas von dem geheimen Gegenstand der Unterredung verlauten lassen, sein College Leander Rippell eintrat.

Er trug ein Packet Acten, begrüßte den Kanzler mit einer ernsten Verbeugung und sagte: „Se. kurfürstlichen Gnaden erwarten jetzt den Herrn Kanzler." In seinen Zügen lag ein so besorglicher, ja schmerzlicher Ausdruck, daß man nicht bezweifeln konnte, der bei dem Kurfürsten besprochene Gegenstand erfülle ihn mit solcher Empfindung. Dieser Gegensatz zu Camerarius' zufriedener Miene und Scultetus' geschwätziger, gewissermaßen ruhmrediger Heiterkeit, erzeugte dem Kanzler große Hoffnungen für den Erfolg seiner Sendung, da er die Ansichten aller Drei darüber kannte.

„Erlauben mir jetzt Ew. Würden Euch einzuführen?" fragte Graf Erbach und trat ihm zur Seite. Sie gingen hinein. Der Graf öffnete die Thür des kurfürstlichen Gemachs, vollzog die üblichen Höflichkeitsgebräuche und trat dann mit stummer Verbeugung zurück.

„Sehr würdiger Herr Kanzler", begann der Kurfürst, indem er sich niederließ und dem Kanzler ohne Ceremoniell freundlich winkte, desgleichen zu thun: „Ich habe seit gestern Eurer Eröffnung reiflich nachgedacht. Die ganze

Nacht, um Euch die Wahrheit zu bekennen, habe ich in Unruhe zugebracht, wegen der Wichtigkeit des Antrags. Allein zu einer festen Entscheidung habe ich nicht gelangen können. So groß der Glanz und die Ehre für mein kurfürstliches Haus dabei sind, so groß ist auch die Gefahr der Verantwortung!"

„Gnädigster Herr", erwiderte der Kanzler, „noch ist ja die wirkliche Entscheidung nicht so nahe. Vielleicht gelingt es uns noch Frieden zu stiften mit unserm zeitherigen Könige, daß er unsere Bedingungen annehme. Bis jetzt sind unsere Waffen glücklich, und wenn uns der volle Schutz Ew. kurfürstlichen Gnaden an der Spitze der protestantischen Fürstenländer zu Theil würde, so dürften wir auch des vollen Sieges gewiß sein!"

„Das sprecht nicht so zuversichtlich aus, Herr Kanzler", antwortete der Kurfürst; „wenn die protestantische Union mit Gewalt der Waffen auf Eure Seite träte, würde sich die katholische Liga gleichfalls erheben und wir hätten dann einen allgemeinen Krieg in Deutschland!"

„Und doch, gestatten Ew. Hoheit mir zu erwidern, ist uns nicht unbekannt, daß das Oberhaupt der katholischen Liga seit längerer Zeit nicht mehr so eng befreundet mit dem Hause Oesterreich ist als bisher!"

„Ihr irrt, lieber Kanzler; das waren nur vorübergehende Spaltungen unterm Kaiser Mathias. Im Vertrauen gesagt, ich war eben deshalb in München und habe mit dem Herzog Maximilian von Baiern vielfältige Rücksprache genommen. Ich habe sichern Grund zu glauben, daß jetzt Baiern und Oesterreich enger verbunden sind als je zuvor, und daß, wie die Fürsten selbst, der Herr Herzog Maximilian und Se. Majestät der König Ferdinand, die innigsten Freunde von Jugend auf gewesen, jetzt auch die

beiderseitigen Staatsregierungen ganz einig sind. Man hat meinen Vetter, Herzog Max, gut bearbeitet. Da ist ein böhmischer Pater, Thyßka, ein vertrauter Agent des Beichtvaters Sr. Majestät des Königs Ferdinand, Paters Lamormain, die haben wohl gewußt was man in diesem Frühjahr säen mußte!"

„Pater Lamormain!" rief der Kanzler aus. „Ja, er ist unser böser Genius! Und diesen Pater Thyßka kennen wir nur allzu wohl! Also auch in München waren sie thätig?"

„Durch aus der Ferne gesponnene Fäden, ja; ich weiß, daß Lamormain den Pater Thyßka besonders nach Ingolstadt geschickt hat, wo sich noch alte Lehrer des Herzogs Maximilian im Jesuitencollegium befinden, die großen Einfluß auf ihn üben." „Lieber Kanzler", sagte nach einer Pause der Kurfürst, da er die Erschütterung Budowa's wahrnahm, mit herzlichem Ausdruck, indem er zugleich dessen Hand ergriff, „ich will mit Euch, in dem festen Vertrauen, daß Ihr als ein Ehrenmann und guter Glaubensgenosse jedes Wort, was ich Euch hier anvertraue, heilig bewahren werdet, ganz offen reden!"

„Bei dem heiligen Kelch, der uns beim Mahle des Herrn erquickt", entgegnete Budowa feierlich, „ich werde das Vertrauen Ew. Hoheit auch nicht um eines Haares Breite verletzen."

„Nun, so erfahrt denn von mir schon jetzt, was zur Zeit doch offenkundig werden muß. Ich war in München wegen der bevorstehenden Kaiserwahl. Ihr könnt Euch wol denken, daß wir evangelische Fürsten ebenso wenig ein volles Zutrauen zu König Ferdinand haben als ihr in Böhmen; daß wir uns ebenso davor scheuen ihn auf den

Kaiserthron zu berufen, als ihr ihn auf dem Throne Böhmens fürchtet. Wir evangelische Fürsten haben daher insgeheim berathen; wir gedachten die Spaltungen zwischen Oesterreich und der Liga und ihrem Oberhaupt dem Herzoge von Baiern zu nutzen und glaubten es sei Zeit, der Uebermacht des Hauses Habsburg entgegenzutreten; denn es meint schon jetzt, die Kaiserkrone Deutschlands sei sein Erbeigenthum."

„Wie die freie Wahlkrone Böhmens", warf Wenzel halb für sich dazwischen.

„Dem wollten wir steuern, nach Kräften", sprach der Kurfürst weiter; „allein der Schwierigkeiten waren viele. Ein unmächtiger Fürst könnte die Kaiserkrone nicht behaupten; ein protestantischer hätte gleich Zwietracht heraufbeschworen!"

„Leider! Leider!" seufzte Budowa.

„Und da fiel unser Gedanke auf den Herzog von Baiern. Es hatten anfänglich Einige von dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen gesprochen; doch der Vorschlag fiel sogleich wieder. Und so bin ich denn mit diesem Ansinnen in München gewesen, habe mit dem Herzog Maximilian gesprochen, aber — — ich bin gescheitert!"

„Wäre es glaublich! Hätte der Herr Herzog diese höchste Ehre, diese höchste Macht abgelehnt?"

„So ist es", fuhr Friedrich fort. „Man hatte anderwärts Wind von der Sache gehabt und in München schon Gegenminen angelegt. Ich wiederhole Euch, Pater Lamormain hat gut gewußt, wann die rechte Saatzeit sei. Der König von Frankreich war für unsern Plan. Doch es horchen auch dort allerlei jesuitische Ohren; Oesterreich und Spanien wurden auf der Stelle benachrichtigt und arbeiteten gegen uns. Lamormain hat alle Fäden in

der Hand. In München ist er ganz besonders thätig gewesen."

„Durch diesen Thyßka?" unterbrach der Kanzler in seiner Aufwallung den Kurfürsten mit lebhafter Frage.

„Nein, hier durch einen Andern, den von euch vertriebenen Grafen Martiniz. Ueberall fand ich kalte Gesichter, verschlossene Thüren. Ich merkte es wohl; goldene Schlüssel hatten jenen Herren die Pforten geöffnet, mir gesperrt. Ich verstehe sie nicht zu gebrauchen. Die Räthe des Herzogs Maximilian machten ihm bange, wir trieben calvinische Schliche, wie sie sich ausdrückten; wir wollten nur Baiern gegen Oesterreich hetzen, damit sich beide gegenseitig schwächten, und dann im Trüben fischen. Derlei Ansichten und Gerüchte breiteten sie auch im Volke aus, durch allerlei Schriften und Schmähreime.*) Eines Tages fand ich dieses Blättchen auf meinem Schreibtisch. Leset einmal das Verslein:

Ihr geht uns schmeichelnd um den Bart.
Das ist so Calvinisten Art,
Die Kaiserkrone ist der Speck,
Damit fangt ihr die Mäuse weg.
Doch geht, uns fangt ihr also nicht,
Für Baiern ist das kein Gericht,
Es paßte besser wol für Pfalz,
Das ist in eurem Brei das Salz."**)

„Das sind unverschämte, platte Reimereien, ohne Salz und ohne Sinn", sagte Budowa unwillig. „Sie können nichts entscheiden."

„Freilich nicht! Aber es sprach sich doch darin die Gesinnung aus, die ich überall vorfand! — Als ich mei-

*) Historisch.

**) Historisch.

nem guten Camerarius meine Noth meldete und ihn aufforderte selbst herüberzukommen, schrieb er mir: «Ich verstehe die Baiern, verstehe die Deutschen nicht. Ist es denn so schwer zwischen den Ständen des Reiches ihrer Beschwerden halber einen Waffenstillstand zu schließen? Kann man nicht Bürgschaft stellen, daß, bis wir uns endlich ganz vergleichen, Alles bleibe, wie es ist? Daß den katholischen Geistlichen die Furcht schwinde, man wolle ihnen Alles nehmen, den protestantischen man wolle ihnen Alles wieder nehmen? Ich rathe stets zu Verträglichkeit. Denn wenn ein Theil den andern zwingen wollte, zu seinem Willen und Ansicht, würden wir einander selbst aufreiben und den Fremden zum Raube werden!»"*)

„Das würden wir!" rief der Kanzler schmerzlich aus! „Frankreich wird die Hand nach den deutschen Ländern ausstrecken, Spanien wird es thun! Es wühlt ja schon in unsern Eingeweiden!"

„Und doch war alle meine Mühe, im Herzog Maximilian einen Mann für den Kaiserthron zu gewinnen, der solche Verträglichkeit wahrhaft fördere, umsonst. Es steht gar schlimm um Deutschland und auch um eure Sache, mein lieber Kanzler!"

„Drum, o gnädigster Herr", rief Budowa mit schmerzlichem Eifer, „nehmt Euch unserer unglücklichen Sache an! Nur so erringen wir Ruhe und Frieden für Böhmen und Deutschland, weil wir wirksame Macht dazu gewinnen!"

„Nein, mein lieber Kanzler! Ich fürchte, nein! — Betrachtet doch wie die Sachen stehen! Da Maximilian die Kaiserkrone ausschlägt, wem sollen wir sie zuwenden? Der Kurfürst von Sachsen hat nicht Macht noch Einfluß

*) Historisch.

genug; das Reich fiele sofort in Zwiespalt. Zudem, ich könnte nicht wünschen, daß so große Macht in lutherischen Händen wäre und mir würde Sachsen sie nicht gönnen. Wir müssen einen katholischen Fürsten zum Kaiser haben, denn gegen den blieben die Nichtkatholischen einig und sie würden schon ihre Bedingungen stellen. So bleibt Niemand übrig als König Ferdinand! Und ist er Kaiser, so kann ich als Reichsfürst doch nicht seine böhmische Krone tragen wollen, ohne mich wider Kaiser und Reich aufzulehnen!"

„Wird Ferdinand Kaiser, dann wehe uns!" rief Budowa schmerzvoll aus. „Dann wird der heilige Kelch, aus dem wir zum Nachtmahl das Blut Christi trinken, zertreten an unsern Altären. Er wird herabgestürzt von den Kirchen Prags, die er als Sinnbild schmückt. Dann sehe ich Böhmen in Flammen! — Die Scheiterhaufen richten sich auf, um die Anhänger unseres Huß zu verbrennen, wie ihm selber geschehen! Dann sinken unsere Städte in Asche und unsere Felder werden überschwemmt mit Blut!"

„Ihr malet ein gräßliches Bild, würdiger Herr", rief der Kurfürst erschreckend. „Allein wir Evangelischen werden Sorge tragen, daß der Kaiser uns unsere Rechte verbrieft; die ...."

„O gnädigster Herr", unterbrach ihn Budowa von seiner Bewegung hingerissen. „Was sind verbriefte Rechte? Sind wir Böhmen nicht ein Beispiel davon?"

Beide standen in tiefem Schweigen einander gegenüber. Endlich begann der Kanzler wieder. „Ihr gebt mir keinen bessern Bescheid auf meine Anfrage und Bitte, gnädigster Herr? Soll ich ohne allen Trost heimkehren? Mir war Hoffnung geweckt auf ein anderes Wort — auf Zustimmung, nicht auf Widerstreben ...."

„Ich w a r geneigt! Ja! Doch ich schwanke hin und her. Scultetus und Camerarius riethen mir zu. Scultetus meint sogar, es sei der offenbare Wille Gottes, ich dürfe seinen Wink nicht von mir weisen!“

„So ist es wahrlich, gnädigster Herr!“

„Mein redlicher Rippell aber ist dawider! Als er jetzt von mir ging, küßte er mir die Hand und seine Thränen benetzten sie. Ich bin wieder unschlüssig worden!“

„Er ist gewiß ein sehr redlicher Mann, aber er scheint furchtsam ....“

„Nein“, rief der Kurfürst lebhaft, „er ist ein Löwe, wenn es gilt mein Recht und mein Wohl zu vertheidigen! Darum wiegt sein Wort mir so schwer!“

„Wägen Ew. Hoheit auch die tausend Thränen der Böhmen, unsere Sorgen, unsere Angst! Soll ich g a n z ohne Hoffnung gehen? Es ist ja noch der Tag der letzten Entscheidung nicht da! Wenn ich den Freunden, die mich in der Stille beauftragt, nur H o f f n u n g geben darf! Wenn ich ihnen nur sagen darf, für den Fall, wo das Aeußerste eintritt, werden Ew. Hoheit uns nicht ganz zurückweisen. Werde ich Ew. Hoheit Namen öffentlich nennen dürfen?“

„Wenn der König Ferdinand deutscher Kaiser wird, ich wiederhole Euch das — und ich selbst muß ihm meine Stimme geben — .... so wird er mich im offenen Aufruhr gegen das Oberhaupt des Reichs erachten, falls ich die böhmische Krone annehme.“

„O nein, gnädigster Herr! Böhmens Sache ist ja keine des Reichs! Da ist Fürst gegen Fürst! Wir üben das Recht der W a h l!“

„Ihr h a b t es schon geübt.“

„Der König Ferdinand hat die Capitulation gebrochen.

Die Wahl ist nichtig, sobald wir es aussprechen. Das ist strenges, böhmisches Landrecht! Sagt wenigstens nicht Nein, gnädigster Herr, damit wir nicht gezwungen sind einem Andern die Stimme zu geben, der uns nur in Unheil stürzen kann. Ihr seid der Einzige, dem wir die Krone mit Vertrauen darbieten dürfen!"

Friedrich ging in äußerster Wallung auf und ab. Die gespannte Stille hielt wol einige Minuten an.

„Nun denn", sagte er endlich, „ich sage nicht Nein!"

„Gott der Allmächtige sei gesegnet!" rief Budowa und wollte das Knie vor ihm beugen.

Der Kurfürst hielt ihn davon ab. „Hört mich wohl an, Herr Kanzler", sprach er fest, „ich sage nicht Ja, ich sage nur nicht Nein! Denn es ist ein Schritt für mich, wie über den Rubicon! Ich muß ihn wohl mit mir, mit den Meinigen und mit andern Fürsten und Herren berathen. Das letzte aber nicht eher als bis Böhmen einen Beschluß gefaßt hat. So lange, versteht mich wohl, bleibt Alles das tiefste Geheimniß."

Es standen Thränen in Budowa's Augen, sie netzten seine grauen Wimper und tropften herab.

„So geht mit Gott, Herr Kanzler!" sprach der Kurfürst bewegt und reichte ihm die Hand.

Er ergriff sie, drückte einen heißen Kuß darauf und verließ das Gemach.

Es war ein Augenblick, wo das Zünglein der Wage die ersten Schwankungen zwischen schweren Weltverhängnissen begann!

---

# Elftes Buch.



# Viertes Capitel.

„Du bist so ernsthaft, mein Väterchen! Ja, du bist ganz unfreundlich zu mir, habe ich dir denn etwas zu Leide gethan?“ fragte Agathe ihren Vater, dem sie soeben den Vormittagsimbiß auf ein Tischchen neben seinem großen Schreibtisch gesetzt hatte, und hatte für ihre Anklage den einschmeichelndsten Ton der Stimme und die freundlichsten Mienen und Liebkosungen.

„Du mir?“ antwortete der Rath und sah sie mit liebevollem Auge an. „Du bist ja noch der einzige, liebe, warme Sonnenstrahl, der mir die düstern Wolken weglächelt!“

„O wenn ich's nur immer könnte“, rief das Mädchen mit dem Nachtigallenton ihrer Stimme. „Was bedrückt dich denn aber?“

„Geschäftssorgen! Nichts für dich, Agathe!“ antwortete er abweisend.

„Ist der Kurfürst heute böse worden auf dich?“ fragte sie.

„Er? Böse auf mich! Bei Gott nicht! Er ist der gnädigste Herr von der Welt. Gebe der Himmel ihm nur Gutes!“

„Allein du kamst mit so finstern Falten auf der Stirn vom Schloß herunter?“

„Es ist nichts für dich, Agathe“, wiederholte der Vater bestimmter. „Du weißt, meine Geschäfte gehen mich allein an!“

Das Mädchen unterdrückte ihren Wunsch noch ferner zu fragen. „Komm ein wenig in den Garten! Es wird dich zerstreuen, Väterchen! Du bist mir schon seit zwei Stunden so mismuthig! Heitere dich auf!“ Sie schmeichelte so anmuthig, zog den Vater so innig in ihre Arme, streichelte ihm die Wange, küßte ihm die Stirn, — er konnte nicht länger widerstehen. Sie gingen in den Garten, hinauf nach der Laube, wo eben die Weinreben, die sie umspannen, die ersten zarten Blättchen trieben. Von dort konnten sie die ganze Stadt überschauen, tief in ihre Gassen hinein; und das grüne Neckarthal mit dem rauschenden Fluß sahen sie weit hinauf und hinunter.

„Sieh, ist das nicht unser Fremder?“ rief Agathe und deutete auf einen Reiter, der, von einem Diener gefolgt, über den Markt nach der Brücke zuritt.

„Er ist es!“ antwortete der Rath. „Er verläßt uns so schnell! — Hm!“ murmelte er für sich und sank in tiefes Nachdenken, „was kann das bedeuten? Ist sein Auftrag zu Ende? Schon entschieden?“

„Der fremde Herr hat mir so wohl gefallen“, sagte Agathe, „er sah so würdig, ernst und doch so wohlwollend aus wie du, Väterchen. Nur daß er viel älter ist. Dennoch möchte ich ihm gram werden; denn seit er bei dir gewesen, bist du ganz verändert. Und eben jetzt wieder ....“

„Gut, daß du mich aufmerksam auf ihn gemacht hast“,

antwortete der Rath, „ich muß ihn noch sprechen. Das hätte ich fast vergessen, über den Geschäften!"

„Aber, er ist ja schon auf der Reise? Ehe du hinunterkommst, ist er schon jenseit des Neckar!" wandte die Tochter ein.

„Ich reite ihm nach; ich will ihn schon einholen. Dann begleite ich ihn ein Stück Weges!" antwortete der Rath schon im Hinabgehen begriffen.

„Kommst du denn zu Mittag wieder?" fragte Agathe ihm nacheilend.

„Ich weiß es nicht. Es kann auch Abend werden", entgegnete der Vater und beschleunigte seine Schritte.

„Der verwünschte Fremde", dachte Agathe, und ihr freundliches, blühendes Gesicht verzog sich zu einem, dennoch anmuthigen, Unmuth. „Wenn ich ihm nur böser werden könnte! Den Vater hat er mir ganz fremd gemacht. Nun dachte ich ihm zu Tische eine Ueberraschung zu machen, und weiß jetzt nicht einmal ob er kommt!"

Rippell hatte während dessen den Hof erreicht, rief seinem Knechte zu, eilig den Braunen zu satteln, kleidete sich schnell zur Reise um, verzehrte im Hin- und Hergehen dabei das Frühstück, das er zuvor unberührt gelassen, warf dann einen Mantel über den Arm und saß nach fünf Minuten zu Pferde.

Agathe half selbst auf der einen Seite den Mantel auf den Sattel schnallen, während der Knecht es auf der andern that. Der Vater nickte ihr freundlich, aber flüchtig zu, gab ihr die Hand und ritt eilig davon. — —

Budowa hatte nicht denselben Weg eingeschlagen, den er gekommen war. Bei der Herreise machte er zuvor noch in Frankfurt Geschäfte ab. Heimwärts nahm er den nähern Weg über Würzburg, Bamberg und Baireuth gerade auf

Eger. Das hatte er selbst gegen Rippell geäußert, und der Rath wußte daher, auf welchem Wege er ihm folgen müsse. Verschwiegen aber hatte er demselben, daß er auf Nürnberg reiten und von dort einen Abstecher nach Amberg machen wollte, als woselbst der Herzog Christian von Anhalt, der Statthalter des Kurfürsten in der Unterpfalz, residirte. Denn diesen, der in allen Staatsangelegenheiten ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte und, wo es, wie hier leicht der Fall sein konnte, zu kriegerischen Entscheidungen käme, als Feldherr an der Spitze stand, mußte er nothwendig auf seiner Seite haben. Für den Augenblick blieb diese Absicht ohne Einfluß auf den Weg, welchen der Kanzler einschlug. Er mußte sich jedenfalls am jenseitigen Neckarufer thalaufwärts wenden; erst später konnte er über Hirschhorn auf einem Seitenwege durchs Gebirge, der aber einem Reiter keine Hindernisse bot, Mosbach gewinnen, was auf der Straße nach Nürnberg lag. — —

Rippell ritt also ebenfalls das Thal aufwärts. Schon beim Stift Neuburg, das kaum ein halbes Stündchen von der Stadt auf einer grünen, buschumkränzten Anhöhe am Neckar liegt, hatte er Budowa erreicht.

„Darf ich Euch ein Stückchen Weges begleiten, Herr Kanzler?" redete der Rath ihn an, da sich derselbe, als er das Geräusch eines Pferdes hinter sich hörte, umschaute.

„Ei sieh da, Herr Rath, Gott grüße Euch! Herzlich willkommen", rief Budowa ihm zu.

„Verzeiht mir", begann Rippell und ging sofort gerade heraus mit Dem, was er auf dem Herzen hatte, „Ihr habt mir Heidelberg zu unvermuthet schnell verlassen. Ich möchte noch gern ein Wort über die wichtige Angelegenheit mit Euch sprechen, die Euch zu uns geführt hat."

„Von Herzen gern“, erwiderte Budowa.

Sie ritten ein Stückchen rascher vor, damit der Diener ihr Gespräch nicht höre.

Des Raths überaus offene, treuherzige Weise öffnete auch dem Kanzler das Herz. Er wußte, daß er in dieser Angelegenheit zwar in Rippell stets einen Gegner, aber doch nie einen Feind in ihm haben werde; und, war es erst zur Entscheidung gekommen, den treuesten Ausführer der Befehle seines Herrn, den zuverlässigsten Bundesgenossen für die That. Daher theilte auch der Kanzler dem biedern Manne ganz offen mit, wie sich der Kurfürst geäußert. Rippell war, obgleich die Wendung einigermaßen günstig für seine Ansicht schien, doch schwer besorgt und betrübt darüber. Denn er kannte den Sinn seines jungen Fürsten zu wohl, um nicht aus Allem wahrzunehmen, daß er die größte Neigung hatte, die Hand nach der dargebotenen Krone auszustrecken; daß nur die Stimme des Gewissens wegen des Unrechts gegen einen fürstlichen Genossen und Bruder und die der Besorgniß wegen des möglichen Fehlschlagens ihn noch zurückhielt. In seiner Offenheit gab der Rath auch zu, daß er wenig Hoffnung habe, seine Ansicht bei dem Kurfürsten auf die Dauer zu behaupten, wenn sein biederes, abmahnendes Wort, seine schwere Bekümmerniß, auch für den Augenblick die Entscheidung wieder schwankend gemacht hätten. Desto eifriger bekämpfte er des Kanzlers Absichten und Ansichten selber. Er stellte ihm immer wieder und mit steigender Wärme das Unrecht der Böhmen vor, den alleräußersten Schritt gegen ihren König zu thun! Budowa suchte ihm ebenso eifrig und von der Wahrheit seiner Ansicht durchdrungen, zu beweisen, daß dieser äußerste Schritt gar nicht mehr vermieden werden könne, ohne das größte Unheil für Böh-

men herbeizuführen; daß in ihm die einzige Rettung des Landes liege.

Beide führten ihre Sache mit dem höchsten Eifer. Zu diesem erhitzenden Streit gesellte sich die steigende Hitze des Tages. Es war hoch am Vormittag gewesen, als der Kanzler Heidelberg verlassen hatte; jetzt waren sie zwei Stunden unterweges, und die heiße Maisonne durchglühte das Neckarthal mit brennenden Strahlen. Sie hatten Neckarsteinach erreicht.

„Wir könnten hier vielleicht ein wenig rasten und einen Trunk nehmen", sagte Budowa. „Das Haus dort am Wege scheint ein Gasthaus zu sein."

„Ganz richtig", erwiderte Rippell. „Zum goldenen Hirsch heißt es und der Wirth führt einen leidlichen Wein."

„So seid mein Gast auf einen Becher", lud Budowa den Rath ein.

„Gern!"

„In dem Schatten der Nußbäume dort haben wir einen kühlen Ruhesitz", sagte der Kanzler und deutete auf eine Gruppe alter, herrlicher Bäume, die zwar noch junge, lichte Frühlingsblätter hatten, deren Krone aber doch belaubt genug war, um dichten Schatten zu bieten.

Während dieser Worte waren sie vor die Thür des Hauses gelangt, saßen ab und gaben die Pferde dem Diener, welchem der Hausknecht, der in der Pforte stand, Hülfe leistete. Budowa gebot diesem, eine Flasche vom besten Wein im Keller beim Wirth zu bestellen, und setzte sich mit dem Rath auf die hölzerne Bank unter die Nußbäume, vor der auch ein Tisch stand.

Es war ein überaus liebliches Plätzchen; und der Frühling entfaltete sein volles, reizendes Leben. Die jungen, fast goldhellen Blätter der alten Bäume über dem Haupte

der Ausruhenden mischten sich mit dem hindurch lächelnden Blau des Frühlingshimmels. Ein leises Lüftchen kühlte die Mittagswärme; der Neckar rauschte munter zwischen den grünen Ufern und über die Felsblöcke in seinem Bette dahin. Die Vögel ließen ringsher ihre hellen Stimmen hören. In der Krone der Nußbäume tönte der muntere Schlag der Grasmücke; aus dem Fliedergebüsche, das in voller Blüte stand, ließ ein Fink seinen klaren Ruf erschallen. Die Spatzen, welche das Dach der Scheuer umschwirrten, zwitscherten um die Wette. Schwalben streiften hin und wieder; vom Taubenschlag herab tönte ein verworrenes Girren und Schwirren, und die weißen und bunten Flügel der ein- und ausflatternden Tauben wiegten sich glänzend im Sonnenstrahle. Auf der Giebelspitze des Daches stand ein ernsthafter Storch und wetzte klappernd den rothen Schnabel. In stilleren Pausen vernahm man aus dem Walddunkel der nächsten Berge den Ruf des Kukuks.

Beide Reisende hatten, durch die duftige Kühlung ihres Ruhesitzes in die wohlthuendste Empfindung versetzt, sich einige Augenblicke stumm dem Anschauen und Genuß des harmlosen Frühlingsbildes überlassen und die Erquickung durch dasselbe so recht mit vollen Zügen eingesogen.

„Wie schön ist es doch in der Welt, in der Natur“, sagte der Rath weich, „Alles so friedlich, so erquickend. Nur der Mensch säet fortdauernd Unfrieden und Unheil, daß er der Gaben Gottes nicht froh werden kann!“

„So ist es, mein redlicher Freund!“ entgegnete Budowa und drückte ihm die Hand. „Und wenn Ihr schon so fühlt in Eurem friedlichen, glücklichen Lande, denkt wie es uns in Böhmen zu Sinn ist, die wir seit so langen Jahren um unsere Ruhe, um den Frieden unserer Brust

kämpfen und jetzt mitten in den vollsten Wogen und Strudeln des Kampfes umgetrieben werden! Nicht ein Plätzchen ist in meinem Vaterlande, wo ein sorgloses Herz sich so des Frühlings erfreuen könnte wie Ihr hier! Und der Frühling ist bei uns ebenso schön; und Böhmen ist ein ebenso gesegnetes Land mit Bergen, Thälern, Flüssen, so reizend wie diese!"

„Auch bei uns hat der Friede nicht seinen ungestörten Sitz aufgeschlagen, und die Sorge setzt sich auch an unsern Herd! Ihr habt sie uns, mir wenigstens, hergeführt", erwiderte der Rath mit halb unterdrücktem Seufzer.

„Empfändet Ihr unsere Noth so recht, edler Freund, Ihr würdet nicht so zögern uns unsere bittern Sorgen erleichtern zu helfen!" entgegnete der Kanzler ernst.

„Bei Gott, Ihr thut mir Unrecht!" betheuerte der Rath, „allein in Eurem Mittel sehe ich nicht das, die Sorge zu erleichtern, sondern nur das, sie zu verdoppeln!"

„Da kommt der Sorgenbrecher", wandte der Kanzler, der nicht bitter gegen den redlichen Freund, aber unbesiegbaren Gegner werden wollte, halb im Tone des Scherzes, das Gespräch anders, indem er auf die Wirthin zeigte, die soeben mit einem blankgescheuerten Messingbretchen, auf dem eine Flasche und zwei hellgeschliffene Trinkgläser standen, aus der Thür trat. Denn da sie von zwei stattlichen, muthmaßlich vornehmen Gästen gehört, hatte sie die beiden kostbarsten Gläser aus dem Schranke geholt, die nur für festliche Ereignisse, für einen Ehrentrunk bestimmt waren.

„Nun, es soll mein herzlichster Wunsch sein, daß er Euch und mir diesen Dienst leiste; jedenfalls ist solch ein Gast immer ein willkommner", ging der Rath freundlich auf den Scherz ein.

---

# Fünftes Capitel.

---

„Gott grüße Euch, Frau Elsbeth", redete Rippell die nähertretende Wirthin an.

„Ach, gestrenger Herr Rath, jetzt erkenne ich Euch erst"; antwortete sie, und eine Röthe der freudigen Ueberraschung trat auf ihre sehr bleichen Wangen. „Ihr seid ja in Jahr und Tag nicht bei uns vorgesprochen!"

„So lange wol nicht", antwortete Rippell, „aber der Winter liegt dazwischen; da macht man keine Ausflüge!"

„Freilich, jetzt beginnt es erst wieder ein wenig lebhaft zu werden", antwortete sie, indem sie ein schneeweißes Linnentuch über den Tisch breitete und Flasche und Gläser darauf stellte.

„Ihr seht ja so bleich aus, und wahrhaftig ganz verweint. Es ist Euch doch nichts zugestoßen? Oder Eurer freundlichen Tochter Margarethe, die meiner Agathe so ähnlich sieht?" fragte Rippell theilnehmend.

Doch kaum hatte er das Wort gesprochen, als die Frau in heftige Thränen ausbrach.

„Ist ihr denn ein Unglück begegnet?" fragte der Rath bestürzt. „Sie ist doch nicht krank, oder gar todt?"

„Ach nein, nein, Gott sei gelobt! — Aber damit ihr kein Unglück begegnet, ist sie nicht mehr im Hause. Und wer weiß . . . ." Wiederum überwältigten sie die strömenden Thränen. Rippell beruhigte sie mit den gütigsten Worten. Endlich faßte sie sich so weit, daß sie sprechen konnte, erzählte mit oft von Schluchzen unterbrochener Rede: „Ein Wirthshaus an der Landstraße ist freilich kein guter Aufent-

halt für ein siebzehnjähriges Mädchen! Doch war es bisher immer in Ehren bei uns zugegangen. Da sprach vor etwa vierzehn Tagen ein fremder, vornehmer Herr mit mehrern Begleitern und Dienerschaft hier ein. Sie nannten ihn Herr Herzog, und wir hörten von den Leuten, es sei der Herzog von Braunschweig."

„Herzog Christian?" rief der Rath erstaunt.

„Ja, so wurde er genannt!" erwiderte Elsbeth.

„Nun? Und was ist mit ihm? Er hat heut früh erst Heidelberg verlassen!" versetzte Rippell.

„Ja, leider Gottes ist er heut Morgen wieder hier durchgekommen!" antwortete die Frau. „Aber laßt Euch in Ordnung erzählen, gestrenger Herr Rath. Vor vierzehn Tagen also sprach er hier ein und nahm mit drei vornehmen Herren hier an diesem Tische Platz. Wo Ihr selbst sitzet, saß er. Meine Gretel brachte auf einem Bret vier Becher Wein und, wie es sich schickte, trat sie zuerst an den Herrn Herzog heran. Der sah sie groß an, griff ihr unters Kinn und benahm sich gleich so dreist, daß das Mädel blutroth wurde und davonlaufen wollte. Aber der Herr Herzog hielt sie fest, schlang den Arm um sie und küßte sie mit Gewalt. Sie wollte sich losreißen, die Becher fielen auf die Erde, der Wein war verschüttet; sie weinte, der Herzog lachte und wurde nur um so dreister, das arme Kind rief nach Hülfe. Er aber rief: «Kleiner Tollkopf, dich will ich schon bändigen», und hielt sie desto fester. Als mein Mann das sah, sprang er dazwischen und riß das Mädel aus dem Arm des Herzogs. Jetzt kam auch ich hinzu, und wir Frauen weinten Beide laut. In der Gaststube war eben ein Aufstreich gewesen zum Verkauf eines Bauerngutes bei Neckarsteinach. Die Bauern saßen noch beisammen und tranken. Als sie sahen was hier vor-

ging, kamen sie Alle herausgestürzt; es gab ein Lärmen und Toben, daß wir vor Angst fast die Besinnung verloren. Da ihrer wol etliche dreißig waren und der Herr Herzog mit seinen Begleitern und Dienern nur etwa sieben oder acht, da ließ er nach und machte einen Scherz aus der Sache. «Ist es denn hier im Lande so unerhört, daß man ein hübsches Mädchen küßt?» fragte er lachend. «Nun, so nehmt das für den Schreck und trinkt einmal drauf!» Mit den Worten warf er etliche Goldstücke auf den Tisch und befahl die Pferde wieder vorzuführen. Die Bauern mochten nun auch nicht weiter gehen und hielten sich still. Ich und die todeserschreckte Gretel gingen weinend ins Haus; der Herzog forderte andern Wein, trank noch hastig einen Becher mit seinen Freunden, saß auf und sie ritten lachend davon. Wir aber waren froh, daß er fort war!"

„Das Schlimmste kommt aber noch!" fuhr die Wirthin fort. „Einer der Diener, ein alter Mann, schnallte sich noch etwas am Sattel zurecht und blieb dadurch ein Weilchen zurück. Als die Ritter dort um den Hügel geritten waren, winkte er meinem Mann und sagte ihm leise: «Nehmt Euch in Acht, Alter! Der Herzog läßt so etwas nicht stecken! Von dem Mädel läßt er gewißlich nun so leicht nicht; wenn sie Euch lieb ist, versteckt sie wohl! Denn der unternimmt Alles!» Darauf sprengte er davon! — Wir waren in großer Bestürzung, wie Ihr denken könnt. Mein Mann ging zum Herrn Pfarrer, dem er auch das Sündengold brachte, um es in den Opferstock zu legen. Der Herr Pfarrer war denn der Meinung, es sei das Beste, wir brächten das Mädel aus dem Haus!" Hier brach die Frau wieder in Thränen aus. „Ich sollte mich von meinem einzigen Kinde trennen!" hub sie nach einiger Zeit wieder an. „Wir konnten sie auch kaum in der Wirth-

schaft entbehren! Wir dachten endlich, es wird wol so gefährlich nicht sein! — Vier oder fünf Tage vergingen, — da kehrten eines Nachmittages drei Forstleute bei uns ein, die wollten Nachtlager haben. Es kam uns seltsam vor, da sie noch recht wohl hätten weiter gehen können. Sie ließzen sich aber Wein geben und tranken auch meinem Mann tüchtig zu. Nun, ein Wirth muß Bescheid thun. Allein es wurde doch fast zu viel. Sie mochten eine Stunde gesessen haben, als ein Wagen vorfuhr; es war ein Gastwirth aus Darmstadt, mit dem mein Mann öfters Geschäfte gehabt. Der ließ ihn heraus an den Wagen rufen, da er nicht absteigen möge. Und da mein Mann heraustritt, ihm den Trunk an den Wagen bringt, sagt er ihm leise: «Ich will dir etwas entdecken, aber sei still und verrathe mich nicht, es könnte mir übel ergehen. Nimm dich vor den Gesellen in Acht, die bei dir zechen! Es sind abgeschickte Leute vom Herzog Christian von Braunschweig, der jetzt in Darmstadt bei unserm Landgrafen auf Besuch ist. Sie sollen dir dein Mädel für den Herzog stehlen!» Als er ihm das gesagt hatte, fuhr er weiter."

„Unerhört!" riefen Rippell und der Kanzler gleichzeitig.

„Mein Mann war wie vom Schlage getroffen. Zum Glück war die Margarethe gerad auf Besuch in Steinach, sodaß die drei Forstleute sie noch nicht gesehen hatten. Ich schlich mich durch den Garten hinaus und lief zu ihr, daß sie um Gottes Willen nicht heimkäme. Unterdessen hatten die drei Gäste immer im Stillen nach ihr ausgespäht und endlich auch gefragt. Mein Mann sagte ihnen, sie sei nach Heilbronn zu Verwandten. Da plötzlich fiel ihnen ein, daß sie noch weiter kommen könnten, und sie zogen ab ohne Nachtquartier. Als sie uns erst aus den Augen waren, holten wir unser Kind heim. Aber nun mußte die Noth-

lüge zur Wahrheit werden und mein Mann brachte sie gleich in derselben Nacht fort zu meinem Bruder ins Gebirge, der Förster ist beim Grafen von Erbach."

„Das war sehr wohl gethan, liebe Frau", sagte Rippell.

„Ja, wenn nur nicht heut morgen der Herzog wieder hier eingesprochen wäre!" rief sie weinend, „Er war kurz und barsch und fragte geradezu nach dem Mädchen. Mein Mann sagte wiederum, sie sei in Heilbronn. Da fuhr ihn aber der Herzog an und rief wild: «Ich weiß, sie ist nicht in Heilbronn! Aber ich will sie schon finden! Und wenn Euch einmal ein halb Dutzend von meinen Knechten ins Verhör nimmt, da sollt Ihr schon lernen, wie man den Leuten den Mund öffnet, die ihre verborgenen Schätze nicht entdecken wollen!» Mit der Drohung ritt er fort, und wie wir zu unserm größten Schrecken erfahren haben, von hier gerade zum Grafen Erbach, zur Jagd!"

„Es wird doch Gerechtigkeit und Schutz für Eure Unterthanen im Lande zu finden sein!" wandte Budowa sich zu dem Rath.

„Das gewiß!" entgegnete Rippell. „Allein wie wollt Ihr Euch gegen einen räuberischen Ueberfall schützen? Wenn ein Fürst so unfürstlich denkt und handelt, da ist es schwer der Macht durch Recht zu trotzen. — Das Beste wäre", wandte er sich zu der verzagenden Frau, „Ihr brächtet Eure Tochter gerad nach Heidelberg! Ich will sie in mein Haus aufnehmen!"

„O gestrenger Herr Rath, wie soll ich Euch danken?" rief die Wirthin und wollte ihm die Hand küssen.

„Würde aber das den Vater vor Mishandlung und Verfolgung schützen?" bemerkte der Kanzler fragend. „Wir haben in Böhmen in den letzten Jahren leider oft solche

Schreckenszustände gehabt, wo Dergleichen an der Tagesordnung war. Noch jüngst hauseten die kaiserlichen Söldner so bei uns. Sie schonten selbst Die nicht, deren Sache sie vertheidigen sollten, denn das rohe angeworbene Volk kämpft nur und setzt sein Leben täglich aufs Spiel, um es, so lange es geht, in aller Völlerei zu genießen. Ja, die wissen verborgene Schätze zu finden! Selbst katholische Geistliche, die wir, um keinen wegen seiner Religion zu kränken, überall in ihren Aemtern gelassen haben, überfielen diese Räuber und dann marterten sie die Unglücklichen so lange, bis sie angaben, wo sie irgend etwas von ihrer Habe versteckt hatten. Oftmals hatten sie nichts; dann halfen keine Schwüre und Betheuerungen, die Martern wurden fortgesetzt, bis die Unglücklichen den Geist aufgaben. Vor solcher Gräßlichkeit müßtet Ihr den Mann schützen."

Frau Elsbeth stand leichenblaß mit schlotternden Knien, als sie das hörte. „Herr Jesus Christ, erbarme dich unser!" rief sie angstvoll mit gen Himmel gehobenen Händen. „Ach, Herr Rath, beschützt uns, rettet uns! Und meine arme Margarethe, — wenn sie aufgefunden wird!" Die Sprache versagte der unglücklichen Frau.

„Beruhigt Euch, liebe Frau Elsbeth", sagte der Rath tröstend. „Ich werde sogleich dem Kurfürsten den Vorfall erzählen. Es soll Euch, solange der Herzog hier in der Gegend verweilt, eine Schutzwacht ins Haus gegeben werden. Das wird Se. kurfürstlichen Gnaden gewiß genehmigen! Und Eure Tochter kann so lange in Heidelberg bei der meinigen wohnen. Es wird bei der Drohung und dem Schreck bleiben; verlaßt Euch darauf!"

Diese Zusage beruhigte die unglückliche Frau. Sie küßte einmal über das andere die Hand des Raths und ging dann hinein, um ihrem Manne die Kunde mitzu

theilen, der sogleich voller Dank hinauskam und sich bereit erklärte, noch denselben Nachmittag seine Tochter heimzuholen.

Für Rippell und Budowa war die wehmuthvolle, aber sanft wohlthuende Stimmung, in der sie den traulichen Platz eingenommen, nun vorüber. Das duftende Gold des edeln Johannisbergers durchströmte sie nicht mit der belebenden Zauberkraft, die sonst diesem köstlichen Trank innewohnt. Rippell hatte die Hoffnung aufgegeben, Budowa zu einer andern Ansicht in Betreff seines Auftrages bei dem Kurfürsten zu bringen; ebenso umgekehrt dieser. Sie saßen als Freunde, aber als trauernde, einander gegenüber, die sich über das Wichtigste für sie im Leben ganz entgegengesetzter Meinung sahen. — Das widerwärtige Ereigniß, von dem sie an dieser Stelle Kunde erhalten hatten, wirkte mit zu dieser Stimmung. Es dünkte sie ein böses Omen zu sein; ein Vorbote des schreckenvollen Geschicks, das, wie hier den Einzelnen, so bald ganze Völker treffen werde.

Fast lautlos leerten sie die Gläser. Rippell, der anfangs den Kanzler noch weiter zu begleiten gedachte, gab mit seiner Hoffnung, ihn andern Sinnes zu machen, diesen Vorsatz auf. Nach einer halben Stunde der Rast schieden sie in herzlicher, aber beklemmender Umarmung mit dem düstern Vorgefühl, daß ihre fernern Lebenswege sie nicht wieder auf so friede- und freudeathmender Stätte zusammenführen würden.

Hätten sie gewußt, in welch grauenvollem Dunkel sich ihre Pfade dereinst noch kreuzen sollten!

---

## Sechstes Capitel.

---

Walter, so hieß der Gastwirth Zum goldenen Hirsch, hatte sein Geschirr zugerichtet, um, da er dieselbe Straße nehmen mußte, mit dem Kanzler zugleich den Weg anzutreten. Dieser gedachte Mosbach, wenn auch erst spät Abends, noch zu erreichen. Walter mußte bei Hirschhorn zur Linken in das tiefere Gebirge hinein, wollte aber dort den Kanzler auf einen nähern Weg bringen, der zu Pferd gut zurückzulegen war. — So traten sie denn die Reise gemeinsam an, begleitet von Danksagungen und guten Wünschen der immer noch in unüberwindlicher Angst und Sorge zurückbleibenden Elsbeth. Es war drei Uhr vorüber, als sie aufbrachen, Walter zu Wagen, der Kanzler zu Pferd. Als sie unter der kleinen Veste Dillsberg vorüberkamen, die am jenseitigen Ufer des Neckar hoch auf bewaldetem grünen Berge lag und eine Weiterung des Thals gen Osten zu ihnen den freien Horizont zeigte, gewahrten sie, daß schweres Gewölk heraufzog.

„Seht dort das Gewitter!“ sagte der Wirth und deutete mit der Hand dahin. „Die Berge hatten es uns solange gedeckt; es ist schon weit herauf! Wenn wir nur Hirschhorn zuvor erreichen.“

„Es ist freilich schwül genug zum Gewitter“, erwiderte Budowa. „Nun, ein Reisender muß sich einen Regenguß gefallen lassen.“

„Wenn's nur nicht allzu arg wird. Aber die Frühlingsgewitter sind hier zu Lande heftig; heuer haben wir noch keins gehabt, allein im vorigen Jahre, — da donnert es schon!“

„Wahrlich!“ sagte Budowa und prüfte das schwere Gewölk mit den Augen.

Ein dumpfes Rollen ließ sich hinter den Bergen ostwärts vernehmen.

„Was ich sagen wollte“, begann der Wirth wiederum, „ja, im verwichenen Jahre hatten wir ein Wetter mit Schloßen, das zertrümmerte alle Weinstöcke am ganzen Neckar hinauf. Zum Glück ist es nicht ganz bis zu uns nach Neckarsteinach gekommen. Hätte es meine Weinberge so getroffen, wie die hier drei, vier Stunden aufwärts, ich wäre ein zu Grunde gerichteter Mann gewesen. Ja, diese Schloßenwetter .... huy! da blitzt es ja schon!“ unterbrach er seine Erzählung.

Der Blitz war so hell, daß er mitten im Sonnenlicht die Reisenden mit seinem schwefelartigen Licht blendete; die Blitzmutter fuhr zackig durch die sich vor ihnen aufthürmenden Wolken und der Schein überflammte den ganzen östlichen Himmel. Dennoch war das Gewitter noch ziemlich entfernt, denn es dauerte mehrere Secunden, bevor der Donner nachrollte; stärker wie zuvor, doch noch immer durch die Ferne gedämpft.

„Noch ein Viertelstündchen, so sehen wir Schloß Hirschhorn vor uns liegen und der Weg wird dann auch etwas besser“, sagte der Wirth im Ton der Ermuthigung.

Budowa, dem ein Regenguß nicht als ein so großes Unglück erschien, lächelte innerlich.

„Eure Wege sind hier freilich nicht die besten“, bemerkte er bald darauf, indem eben sein Pferd mit dem rechten Vorderfuß in ein ziemlich tiefes Loch hinunterglitt, sodaß es fast gefallen wäre.

„Am jenseitigen Ufer ist die Straße besser“, antwortete der Wirth, „aber sie wendet sich bald rechts ab nach Heilbronn.“

Sie setzten ihren Weg, den Schritt der Pferde beschleunigend, eine Zeit lang schweigend fort; das Gewitter deckte jetzt die Sonne. Es wurde dunkel.

„Ein Viertelstündchen, meint Ihr", nahm Budowa die Rede wieder auf, „wird es dauern, bis wir Hirschhorn sehen; ich denke das Gewitter ist früher bei uns. Es wird uns nun einmal nichts helfen; wir werden den Regenmantel aufrollen müssen."

„Freilich, freilich, und wenn wir Hirschhorn sehen, so dauert's doch noch ein halbes Stündchen, bis wir im Städtchen sind", antwortete Walter.

Ein neuer Blitz schlug die zuckenden Schwingen über den ganzen Himmel, daß Gewölk und Landschaft im schwefelblauen Schimmer leuchteten.

Des Kanzlers Pferd stieg bäumend in die Höhe; Walter's Gaul prellte gleichfalls seitwärts. Beide waren plötzlich wie geblendet.

„Gottes Schlag!" rief Walter, indem er die Zügel ruckte und sich nach Wenzel umsah, „das war ein Blitz!" Zugleich ertheilte er seinem Gaul einige strafende Hiebe. „Das war ja", fuhr er tief Athem holend fort, „als ob die ganze Hölle auseinander berste! — Und diese Wolken, Herr — sie sehen gerad aus wie die vorm Jahr! Die breiten Schwefelstreifen quer durch und die fahlgelben Ränder rings herum! Das wird ein Schloßenwetter! Auf Hagel verstehe ich mich! Wenn in der Wolke nicht Hagel steckt, will ich nicht lebendig hier sitzen! — Gott schütze unsere armen Weinstöcke!"

„Das Wetter scheint wirklich sehr schwer zu werden und rückt schnell herauf", stimmte Budowa bei, indem er die Riemen seines vorn über den Sattel geschnallten Mantels

zu lösen anfing. Sein Diener sprengte heran und wollte ihm behülflich sein.

„Laß es gut sein, Thaddäus", sagte er zu diesem; „ich bin gleich damit fertig. Sorge nur für dich selbst."

„Bös Wetter, das wird", antwortete der Diener in gebrochenem Deutsch und setzte dann eine böhmische Phrase hinzu, die den Wunsch ausdrückte, daß man bald ein Obdach finden möge.

Es wurde immer finsterer. Das Gewölk schien von allen Seiten aus den Bergen herauf zu wachsen, so zog es sich ringsher zusammen. Eine Staubwolke wirbelte sich etliche Hundert Schritte vor den Reisenden auf.

„Nun kommt auch Gevatter Blasius schon", versuchte Walter zu scherzen, um sich sein eigenes Bedenken zu vertreiben; „jetzt dauert's keine fünf Minuten mehr und es hat uns beim Kragen! Seht nur, Herr, dort oben hinauf an den Bergrändern!"

Oben zog der Sturm; er hatte die Waldkronen gepackt, schüttelte sie und beugte sie wie ein Aehrenfeld.

„Wo führt dieser Weg hin?" fragte Budowa, da sich ein schmaler Fahrweg waldwärts abzweigte.

„Hier liegen Kohlenmeiler im Walde", antwortete der Wirth. Plötzlich hielt er den Wagen an, stand auf, wandte sich zu dem Kanzler um und sagte: „Herr! Mir fällt etwas bei! Bei den Meilern steht eine Hütte, nicht fünfhundert Schritt von hier. Da könnten wir unterducken, bis das heftigste Wetter vorüber ist! Es ist auch Platz für die Pferde!"

„Gut", antwortete der Kanzler; „so wollen wir hin. Können wir dem Anfall des Gewitters entgehen, desto besser. Heftig genug wird es werden!"

Walter hatte schon den Wagen umgelenkt und trieb das

Pferd mit lebhaften Schlägen an. Der Sturm war da! Er wirbelte Staub, Sand und Kies auf, daß man die Augen kaum offen halten konnte. Wie ein brausendes Bergwasser sauste er in den Gebüschen, peitschte sie und beugte sie bis auf den Boden. Die alten Stämme krachten, die Aeste knarrten und knickten. Einzelne schwere Tropfen fielen schon. Walter peitschte sein Pferd in Trab, dann in Galopp; der Kanzler und sein Diener sprengten nach. In wenigen Minuten hatte sie einen etwas gelichteteren Platz, aber vom dichtesten Walde umgeben, innerhalb einer finstern Bergschlucht erreicht, wo drei rauchende Meiler standen, daneben eine alte, halb verfallene, aber ziemlich geräumige Hütte und seitwärts eine Art Schuppen, vielmehr ein flüchtiges Ueberdach, indem man zwei aus groben Scheiten regelmäßig aufgerichtete Holzstöße, die etwa sechs Schritte auseinander standen, durch junge flach nebeneinander gelegte Baumstämme verbunden und mit Moos bedeckt hatte. Hier konnte mit dem Wagen untergefahren werden, und auch die Pferde der Reiter hatten Platz. Thaddäus nahm das des Kanzlers, um es nebst dem seinigen dort unterzubringen, während dieser in die Hütte trat, deren Thür nur durch einen hölzernen vorgesteckten Knebel verschlossen war. Zu jeder Seite der schmalen langen Eingangsflur lagen Wohnräume, jetzt freilich nur zur vorübergehenden Zuflucht benutzbar. Die Thüren fehlten, nur die Oeffnungen dafür waren noch vorhanden. Budowa trat in den Raum zur Rechten. Es war ein von Ruß und Rauch geschwärztes Viereck. Die Wände von grobem Lehm, zwar mit Kalk beworfen, der jedoch meist abgefallen war. Der Boden war weder gedielt noch gepflastert; doch das letztere schien er gewesen zu sein, da in der einen Ecke, wo muthmaßlich ein Herd oder Ofen gestanden haben mußte, noch eine mit Zie-

geln gepflasterte Stelle befindlich war. Die sich mehr und mehr verfinsternde Luft, sodaß der Tag fast in Nacht verwandelt wurde, der Sturm, der in den Kronen der alten Bäume brauste und durch jedes Fenster pfiff, von deren kleinen runden Scheiben die meisten aus dem Blei, das sie einfaßte, gefallen waren, machte den unrüstigen Aufenthalt zu einem schauerlichen. Doch im Gegensatz zu dem Unwetter, das draußen loszubrechen im Begriff war, hatte dieser Fleck, wo man sich davor geborgen fand, doch noch etwas Einladendes und Behagliches. Mit dieser Empfindung trat Budowa ein und sagte: „Je nun, gegen Regen und Schloßen ein ganz guter Aufenthalt!" — Und er war zu rechter Zeit erreicht! Denn kaum trat Budowa über die Schwelle, als abermals ein Blitz, stärker als alle früheren und mit gleichzeitig krachendem Donnerschlag das düstere Wald- und Wolkendunkel mit feuriger Lohe erfüllte. Einen Augenblick waren alle Gegenstände in schärfster Klarheit zu erblicken, dann begrub sie wieder desto tiefere Nacht. Der Donner rollte furchtbar nach durch das nächtliche Grauen, und zugleich prasselte, als sei der Himmel durch den einen Schlag zerrissen, ein zischender Regenstrom, mit schwerem Hagel gemischt, herab.

Budowa starrte noch mit schaudernden Erstaunen in das tosende Wetter hinaus, als die Hausthür aufschlug und der Wirth und Thaddäus, in die Mäntel gewickelt, hastig hineinsprangen. Die Hagelstücke schlugen rasselnd und klappernd auf die Dachsparren und gegen die Mauern und klirrend in die Scheiben.

„Ist das ein Wetter!" rief Walter und schüttelte sich. „Gut, Herr, daß wir hier einbogen! Die Regenflut hätte Roß und Wagen fortgerissen!"

„Nicht mein Lebtag hab' ich gesehen solch ein Gewitter,

so wahr ich Thaddäus Zidnowski bin getauft", stotterte der redliche Böhme, Budowa's Diener, deutsch und drückte sich das Wasser aus dem Haar.

„Von den paar Fensterscheiben, die hier noch in Blei hängen, scheint der Himmel keine einzige übrig lassen zu wollen", sagte Budowa, indem eine wallnußgroße Schloße mit den Splittern einer getroffenen Scheibe in das Gemach schlug.

„Steh' uns unser Herrgott bei", rief Walter mit emporgehobenen Händen aus, als er das Eisstück sah; „das sind Schloßen wie die vorjährigen! Die schlagen Stützen und Stecken zu Splittern in den Bergen! Da hält ja kein Dachziegel, keine Schindel, wie sollte eine schwache Weinrebe halten! Um unsern sauren Schweiß ist's wieder gethan!"

„Grausam Schloßenwetter das!" brachte Thaddäus mühsam heraus und rüttelte sich, als treffe ihn der Hagel und er müsse ihn abschütteln.

„Das saust ordentlich durch die Lüfte wie ein Steinregen!" versetzte Walter und starrte hinaus; „seht nur, wie es Blätter und Zweige niederschlägt. In einer Viertelstunde ist der dichte Wald hier so kahl wie im December!"

Das Wetter raste fort. Thaddäus hatte sich, in den Mantel gewickelt, in eine Ecke auf den Boden gesetzt. „Gut trocken hier", sagte er und nickte dem Wirth zu. Dieser streckte sich zu ihm nieder, verwandte aber die Augen nicht vom Fenster. In abgerissenen Sätzen murmelte er vor sich hin: „Ich bin nur froh, daß die Pferde untergebracht sind. So ein Wetter erschlägt ja Menschen und Vieh! — Wenn der Regen so anhält, können wir hier über Nacht bleiben, denn die Wasser, die hier aus den Bergen zusammenstürzen, zerreißen Weg und Steg und

schwemmen Brücken und Häuser weg! — Soll mich wundern, ob das baufällige Mauerloch hier uns nicht über dem Kopf zusammenstürzt!"

Budewa war an ein Fenster getreten und blickte stumm in das Toben des Unwetters hinaus. Der Tag war zur Nacht geworden. Kaum die Umrisse der Bäume ließen sich unterscheiden gegen das finstre Gewölk und die von Regenströmen und Hagel verdichtete Luft. Auf dem Boden zunächst häufte sich der Hagel handhoch an; weiter abwärts stürzten brausende Wildbäche dahin, welche die Schlucht in wenigen Minuten in einen schäumenden Bergstrom verwandelt hatten. Was von festem Boden zu sehen war, bedeckte sich mit gekörntem Eise, Blättern und jungen Zweigen. Der Donner, durch den Widerhall in den Bergen vervielfältigt, rollte unaufhörlich; nur einzelnes gewaltiges Krachen schwerer Schläge unterbrach seine Eintönigkeit, wie Minenexplosionen ein rollendes Geschützfeuer. Sobald ein aufflammender Blitz den ganzen Aether in Feuer verwandelte, übersah man weithin die furchtbare Gestalt des Wetters. Der Luftkreis erschien dicht vergittert von Regen und Hagel, der Erdboden von schäumenden Fluten bedeckt, der Wald wogte in Sturmwellen, die zerschmetterten Zweige und herabgeschlagenen Blätter wirbelten in verworrenen Kreisen in der Luft um, die Stämme ächzten und krachten.

Unverwandt und finster starrte Budewa in das wilde Wettergrausen hinaus. „Es sind unheilvolle Zeichen, die mich auf diesem Boden treffen", dachte er, und ein Seufzer hob seine Brust. „Nun, nun", wandten sich seine Gedanken mit frommem Vertrauen, „verzage nicht! Der Gott, der diesen Sturm sendet, wird ihn auch vorüber führen! Vielleicht eine kurze Stunde und seine milde Sonne lacht wieder am friedlichen Abendhimmel. Auch mein Va-

terland wird noch eine milde Sonne sehen nach seinen Sturmtagen! Auch dort werden sich die beunruhigten, zitternden Herzen noch eines friedlichen Abendhimmels erfreuen!"

---

## Siebentes Capitel.

---

„Es ist wahrhaftig, als ob die Sündflut hereinbräche", sprach eine rauhe Stimme dicht neben dem in seine Betrachtungen Versunkenen. Es war Walter, der wieder aufgestanden und gleichfalls zum Fenster getreten war. „Wie ich die Wetter hier und die Gegend kenne, gestrenger Herr Kanzler, so können wir uns darauf gefaßt machen, hier die Nacht zuzubringen. Unter fünf, sechs Stunden endet das nicht, und dann ist bei Tag nicht fortzukommen vor Wildwassern und in den aufgewühlten Wegen, geschweige bei Nacht!"

„So wollen wir froh sein, ein so gutes Obdach erreicht zu haben", antwortete Budowa, seine Stimmung hinter einem Lächeln verbergend, „und uns hier einrichten so gut wir können."

Der Hagel und der Sturz der Schloßen, stets nur vorübergehende Erscheinungen, endeten freilich bald. Allein der Regen, wenn auch die erste wolkenbruchartige Heftigkeit nachgelassen hatte, fiel doch so unablässig und dicht, daß das tiefe Dunkel nicht aufhören wollte. So vergingen zwei Stunden, die Walter und Thaddäus damit hinbrachten, daß sie ab und zu nach den Pferden sahen, sie fütterten, mit-

tels eines alten aufgefundenen Eimers tränkten, indem sie Regenwasser auffingen, und andere kleine Fürsorglichkeiten trafen.

Budowa blieb seinen Gedanken überlassen und ging in der rußigen, dunkeln Zufluchtsstätte auf und nieder. Die schwüle Frühlingswärme des Tages war längst vorüber; der naßkalte Anhauch und selbst der Regen, der ihn doch nicht ganz verschont hatte, machten, daß er fröstelte.

Walter trat eben wieder ins Haus; er war dicht in den Mantel gehüllt, triefte von Regen und schüttelte sich in der Hausflur, daß die Tropfen umherspritzten.

Der Kanzler staunte, ihn so durchnäßt zu sehen. „Was habt Ihr denn angestellt", rief er ihm zu. „Ihr seht aus, als ob Ihr in den Neckar gefallen wäret! — — Werden wir nicht bald weiter können?"

„Weiter können, gestrenger Herr? Daran ist nicht zu denken", antwortete Walter. „Ich bin eben hinaus gewesen und habe untersucht! Davon bin ich so pudelnaß geworden. Ich dachte wir würden wenigstens doch bis Hirschhorn kommen können. Allein es geht nicht. Von der Schlucht hier oben stürzt ein Wildbach herunter, der den ganzen Weg durchgewühlt und überschwemmt und die Holzbrücke weggerissen hat, und hinter uns auf der andern Bergseite ist es eben so. Unter drei Stunden nach dem Regen verlaufen sich die Wildwasser nicht, und wenn es so fortregnet, müssen wir hier übernachten und wollen Gott danken, daß wir das Obdach haben."

Während dieser Worte hatte er den nassen Mantel abgenommen und spreizte ihn in der Hausflur über ein paar Stangen, die an der Wand lehnten.

„Hier übernachten", sagte Budowa. „Das ist mir sehr unangenehm! Ich wollte durchaus heut bis Mosbach!"

„Unmöglich, gestrenger Herr!“ versetzte Walter. „Ihr dürft froh sein, wenn Ihr nach diesem Wetter morgen so weit kommt. Die Wege werden überall zerstört sein, und kommt Ihr erst tiefer ins Gebirge, findet Ihr gewiß die Wasser so angeschwollen, daß nicht leicht hinüberzukommen ist. — Der Regen ist ja noch immer so heftig, daß er mir in den paar Minuten durch Mantel und Wams bis auf die Haut gedrungen ist! Mich friert ordentlich!“

„Mich fröstelt's auch; ließe sich nicht ein Feuer anzünden hier in dem Kamin!“

„Wenn nur der Rauch nicht zu sehr herabschlägt! Aber der Henker weiß, wie es mit dem alten halb eingestürzten Schlot hier beschaffen ist. Kohlen und Reisig bringen wir schon zusammen, denn in den Meilern steckt Glut genug und im Schuppen ist auch noch halbweg trockenes Reisholz.“

„Man muß es versuchen“, meinte Budowa; „fasten werden wir heut auch wol müssen“, setzte er achselzuckend hinzu, während Walter noch immer den Regen aus seinem Wams drückte und schüttelte; „ich habe nichts bei mir als in Thaddäus' Gepäck ein paar Fläschchen guten Weins im Flaschenfutter.“

„O, was das anlangt“, antwortete Walter und sah sehr heiter aus, „so macht Euch keine Sorge. Ich habe genug zu leben auf dem Wagen; ich mußte doch meinem Schwager etwas mitbringen, der meine Tochter in Pflege hat! Zwei große Weizenbrote, Speck, Würste, auch ein paar fette Kapphähne! Wir können acht Tage damit haushalten!“

„Nun, wenn das ist“, entgegnete der Kanzler lächelnd, „so wollen wir uns in unser Schicksal finden und über den verlornen Tag trösten. Schafft herbei, was Ihr habt; es versteht sich, daß ich hier bei Euch einkehre, so gut, als ob

ich's in Eurem Gasthaus gethan hätte, und Ihr seid mein Gast dazu!"

Walter machte eine verlegen freundliche Miene und meinte er wolle sich das wol gefallen lassen; er denke aber auch als Wirth einige Ehre einzulegen.

„Nun denn, frisch ans Werk", ermunterte der Kanzler nochmals; „zuerst ein lustiges Feuer, das wird uns Allen wohlthun, und der Hunger hat sich auch schon eingestellt!"

Walter rief sich Thaddäus herbei. Beide holten Reisig heran und schafften auch mit Geschicklichkeit einige schwelende, schon halb verkohlte Holzstücke aus einem der Meiler herbei. Das Reisholz, welches im Trocknen gelegen, fing rasch Feuer, und der Schlot war doch noch so gut im Stande, daß der Rauch den richtigen Weg nahm und die Flamme alsbald hellloderund emporschlug. Es verbreitete sich rasch eine behagliche Wärme in dem Raum, die die halb Durchnäßten bald wieder trocknete. Thaddäus, der die den slawischen Stämmen ganz eigene Geschicklichkeit in hohem Maße besaß, aus Allem Vortheil zu ziehen, jede Kleinigkeit an Geräth, oder ein Hülfsmittel sonst, auf das gewandteste zu benutzen, machte sich besonders nützlich. Er hatte nicht nur etliche, wenn auch nicht sehr stattliche Töpfe und andere Geschirre, die die Kohlenbrenner zu ihren einfachen Mahlzeiten benutzt haben mochten, aufgestöbert und sie schnell gereinigt, sondern auch mittels einiger alter Eisenstäbe, die er vorgefunden, eine Art Bratspieß hergestellt, der sich auf einer Unterlage von losen Backsteinen so gut drehen ließ, daß zwei fette, schon gerupfte Kapphähne aus Walter's Vorrath sich vortrefflich daran braten ließen. Es fehlte nicht an der besten Butter, denn unter den Geschenken für den Schwager Förster war auch ein Topf frischer Maibutter. Bald verbreitete sich daher ein so ver-

lockender Geruch von dem bratenden Geflügel, daß die Reisenden nicht ohne einigen Kampf ihre Eßlust beherrschen mußten, um die treffliche Speise auch so wohlbereitet zu genießen, als es bei den geschickt benutzten Umständen und Thaddäus' Aufmerksamkeit und Gewandtheit zu hoffen war.

Und wie der Mensch einmal ist, daß bei unbehaglicher Lage im Allgemeinen, ja selbst bei ernsterer Sorge und Bekümmerniß, wie sie wenigstens in des Kanzlers Brust wohnten, unvermuthete kleine Vortheile und Behaglichkeiten, die er den Umständen abgewinnt, ihm eine ganz befriedigende Stimmung geben können: so fanden sich auch die drei Reisenden, die sonst alle drei nicht große Ursache zur Fröhlichkeit hatten, in einer solchen zusammen.

Der Abend mochte auch nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge angebrochen sein, — bei dem Unwetter in der dunkeln Schlucht war in der Hütte der letzte Tagesschimmer schon längst verschwunden, — als die Mahlzeit völlig bereit war. Walter hatte, während Thaddäus Zidnowski den Bratspieß wendete und die Kapaunen sorgsam sich bräunen ließ, auch für eine leidlich bequeme Herrichtung der Tafel gesorgt. Ein Brett auf einer festen Grundlage von dicken Holzscheiten gab den Tisch ab; ein Tuch, in welches Frau Elsbeth allerlei kleinere Gegenstände vorsichtig und reinlich eingebunden hatte, gab sogar ein höchst sauberes Tischtuch her. Zwei tüchtige Klötze von Baumstämmen und ein alter Schemel mit drei Beinen, dem Thaddäus schnell einen vierten sichern Stützpunkt durch einen eingekeilten Baumast gegeben hatte, bildeten die Sessel; der letztere den Ehrensitz für den Kanzler.

Das flackernde Feuer leuchtete heller, als die besten Wachskerzen gethan hätten, und selbst der rauschende Regen und der hohl sausende Westwind trugen das Ihrige bei,

die Behaglichkeit der Lage zu erhöhen. An Wein fehlte es nicht, auch nicht an Reisebechern; Budowa schenkte gastfrei ein und seine beiden Gäste verschmähten so wenig die Gabe des Tranks wie die der Speise.

Die Zeit verflog rasch unter mancherlei Gesprächen, besonders über die Lage des Pfälzerlandes, das sich leidlich guter Zustände der Gegenwart erfreute, aber, so gut wie alle Länder Deutschlands in jenen Zeiten des Meinungszwiespalts, auch manchen harten Kampf bestanden hatte, wo Wunden geschlagen worden waren, die kaum vernarbt sein konnten. Und wie bei üblem Wetter eine alte Wunde neu zu schmerzen anfängt, so regten sich, da die Zustände nachbarlicher Völker und Länder, besonders in Oesterreich und Böhmen, sich düster verwickelten, die schmerzlichen Erinnerungen auch da wieder lebhafter, wo die Zeit schon eine heilende, wenngleich dünne Hülle darüber gebreitet hatte.

„Wenn ich's nur spitz kriegen könnte", sagte Walter und zog ein krauses Gesicht, welches seine Mühe, die Einsicht in den schwierigen Fall zu gewinnen, deutlich darthat, „wenn ich's nur herauszubringen wüßte, weshalb soviel darauf ankommen soll, ob unser Einer mit solchen oder solchen Worten zu unserm Herrgott betet, und ob die Kirche ein Bild hat und der Altar eine Decke oder nicht! Ich denke immer in meinem Unverstande, das könnte unserm Herrgott wol ganz einerlei sein. Wenn Einer Recht thut, sein Gebet von Herzen spricht, seinem Nächsten hilft, wie er kann, sollte er dann unserm Herrgott mehr oder weniger werth sein, je nachdem die Orgel in der Kirche gespielt wird oder nicht? Oder ob ein Bild mit einer schönen Heiligengeschichte im Gotteshause hängt oder nicht? Damit darf man aber unserm gestrengen Herrn Hofkaplan Scultetus in Heidelberg nicht ankommen!"

„Ist er so sehr streng calvinistisch!“ fragte Budowa, mehr um seine Theilnahme an Walter's eifriger Rede kund zu geben, als weil er Scultetus' Gesinnung nicht gekannt hätte.

„Der?“ rief Walter. „Nichts will er dulden, als die nackten vier Wände! — Sollten aber unsere Vorältern darum wol unchristlich gewesen sein und zur Hölle verdammt, weil sie unserm Herrgott das Haus stattlich ausgeschmückt haben?“

„Ich sollte nicht denken“, sagte der Kanzler.

„Der Tempel Salomonis“, fuhr Walter fort, nachdem er sein volles Glas geleert, „war doch auch ein stattliches Gotteshaus voller Pracht; allein unser Herr Christus hat wol die Schächer und Wechsler daraus vertrieben, aber nicht den prächtigen Vorhang wegreißen lassen!“

Budowa hörte dem von Eifer und Wein immer redseliger Werdenden nachdenklich zu.

„Zu Prag“, sprach Thaddäus Zidnowski mit seinem mühseligen Deutsch dazwischen, „haben wir auch schöne Schloßkirche, sehr voll Pracht.“

„Glaub's! glaub's!“ nickte Walter ihm zu, indem er nach dem Glase griff, als wollte er die Wahrheit der Angabe durch einen Trunk besiegeln. „Auch andere Städte. Ich bin vor drei Jahren einmal in Köln gewesen! Das ist eine Kirche dort, der Dom! Da muß sich selbst unser speierer verstecken! Ein prachtvoller Hochaltar, Bilder und Teppiche und Blumen und Gold und Silber! Ich bin kein Päpstlicher, aber etwas mehr Schmuck und Staat im Gotteshause, als uns die calvinistischen Herren Pfarrer lassen, wäre mir doch nicht unlieb!“

„Theilt denn der Herr Kurfürst diese Grundsätze? Ist er auch so streng?“

„Grausam streng!“ antwortete Walter. „Er folgt darin aufs Haar dem Herrn Hofkaplan, und der mag nichts mehr dulden als die vier weißen Wände der Kirche. Ein Tisch ist der Altar und das Abendmahl reicht er aus hölzernem Kruge.“

„Unser Herr Christus wird den Wein auch aus bescheidenem Gefäß getrunken haben bei dem Nachtmahl mit den Jüngern“, bemerkte Budowa begütigend, da Walter allzu sehr in Eifer gerieth. — „Was ist das?“ fuhr er plötzlich auffahrend empor, „hörtet ihr nichts?“

„Nichts als Wind und Regen“, antwortete Walter.

„Ich glaubte eine menschliche Stimme zu vernehmen, wie ein banges Aechzen“, versetzte Budowa und wandte sich dem Fenster zu.

„Pfeift so im Schlot, klingt wie Geächz und Gequiek, Herr“, brachte Thaddäus mühselig heraus.

„Mag sein“, gab Budowa zu, ohne sich jedoch ganz überzeugt zu halten. Walter saß mit dem Rücken gegen das Fenster; es wurde ihm etwas unheimlich zu Muth, bei dem Gedanken, daß andere Laute und Töne als die des Windes und Regens sich hätten vernehmen lassen. Menschen konnten doch in dem Wetter nicht im Walde spazieren gehen! Er fand, daß das Feuer nicht hinlänglich brenne, und trat hinan, um die Glut zu schüren und neues Reisig darauf zu werfen.

„Schon wieder! Ich täusche mich wahrlich nicht!“ rief der Kanzler aus. „Ich habe einen wimmernden Laut gehört, während der Wind einen Augenblick schwieg. Es muß Jemand draußen vor der Hütte sein!“ Zugleich stand er auf und machte Miene hinauszugehen.

„Nicht, Herr, nicht gehen ins Finstre draußen“, rief

Thaddäus, ihn beim Arme haltend, „um Gottes Willen nicht.“

„Und warum nicht? Wenn ein Unglücklicher, Verirrter draußen wäre!“

„Bleibt, werthester Herr!“ bat Walter, „wer soll jetzt bei dem Wetter im Walde sein? Wer weiß was das für Stimmen sind!“

„Schämt Euch! Ein so rechtgläubiger Mann und so abergläubig dabei“, erwiderte Budowa und war schon vor der Thür.

„Geht Herr hinaus, auch ich“, sagte Thaddäus und eilte ihm nach.

„Nun dann bleib ich nicht allein hier“, rief Walter und folgte gleichfalls.

Draußen herrschte eine undurchdringliche Finsterniß. Der Regen fiel nicht mehr in schweren Tropfen, daher nur leise rauschend, aber wie dichter Wasserstaub. Weder auf dem Boden noch gegen den Nachthimmel waren die Umrisse der Gegenstände zu unterscheiden. Budowa war einige Schritte hinausgetreten und rief mit fester Stimme: „Ist hier Jemand in der Nähe?“ — Niemand antwortete.

„Merkst du?“ flüsterte Walter Thäddäus zu, „es muckt sich nichts! Das ist nicht geheuer!“

Doch indem sie auf Antwort lauschten, ließ sich wieder jenes ächzende Wimmern und natürlich jetzt viel vernehmlicher hören. Es war ganz in Budowa's Nähe. „Wer da?“ rief er nochmals; „seid Ihr verunglückt? Wir wollen Euch helfen!“ Dabei tappte er vorsichtig einige Schritte vorwärts, nach der Richtung, woher der Laut kam. Der Boden war abschüssig, vom Regen glatt, ungleich und mit kleinem Felsgerüll bedeckt. Ein Stein, auf den er trat,

gab nach, er glitt aus und stürzte hin; unwillkürlich stieß er im Fallen einen leichten Ruf aus.

„Herr, Herr, was ist?“ rief Thaddäus erschreckend, als er den Laut und das Fallen hörte.

„Alle guten Geister loben ihren Meister!“ murmelte Walter und schauerte zusammen.

Budowa war hart niedergefallen, jedoch ohne sich Schaden zu thun. Er griff um sich, um sich emporzuraffen, da tastete er, und ein Schauder durchfuhr ihn, auf einen menschlichen Körper, der neben ihm auf dem Boden lag. Er hatte einen Arm desselben mit der Hand berührt; dabei hörte er das wimmernde Aechzen dicht an seinem Ohr. „Wer liegt hier?“ fragte er lebhaft theilnehmend, ohne eine Antwort zu erhalten.

„Thaddäus, Walter, kommt hierher zu Hülfe, hier ist Jemand verunglückt!“

„Wo, Herr? Wo denn“, rief Thaddäus und schritt, seine Furcht überwindend, vorwärts.

„Man kann ja keine Hand vor Augen sehen, wo soll man Euch denn finden, gestrenger Herr!“ ließ Walter seine vor Furcht zitternde Stimme hören.

„Ei was; tappt euch nur heran“, befahl Budowa, der jetzt wieder auf den Füßen stand, „hier liegt ein Mensch, und wir müssen ihn in die Hütte bringen. Er scheint besinnungslos!“

Nicht ohne Mühe näherten sich Beide. Budowa hatte während dessen den am Boden Liegenden emporzuheben versucht. „Bei Gott, es ist ein Frauenzimmer!“ rief er aus, da seine Hand in das lange gelöste Haar gerathen war. „Geschwind helft mir sie aufrichten!“

Die drei Männer hoben die Bewußtlose, aber in ihrer Betäubung leise wimmernde Unglückliche empor und trugen

sie der Hütte zu. In dem Augenblick, als sie mit ihr eintraten und der helle Glanz des Feuers ihr Gesicht erstrahlte, rief Walter mit entsetzenvollem Ton aus: „Barmherziger Gott, meine Margarethe!“

---

## Achtes Capitel.

---

Alle waren erschüttert und bestürzt, selbst Thaddäus, der in seiner lebhaften Gutmüthigkeit halb jauchzend, halb weinend immer fort rief: „Die Tochter! Die Tochter! Der Vater, der Vater! — Ist das möglich! Herr, ist das möglich!“

Das unglückliche Mädchen war halb bewußtlos; eine blutende Stelle an der Stirn zeigte, daß sie gefallen sei und sich auf einem der Felsstücke verletzt haben mußte; sie schlotterte vor Nässe und Kälte wie im Fieber.

Walter war durch dieses plötzliche schreckenvolle Wiederfinden ganz außer Fassung gebracht. Das Unerklärliche des Ereignisses weckte die schauerlichsten Muthmaßungen. Der Vater drückte das arme bleiche Mädchen, dem die nassen Locken über Nacken und Schultern herabhingen, zitternd ans Herz; er küßte sie, rief sie bei Namen, weinte laut, lachte dazwischen wieder und seufzte in wilder, halb irrer Lustigkeit: „Welch ein Glück, daß ich sie gefunden habe! — Gott, das war ein Glücksfall!“ Dann jammerte er wieder mit herzzerreißender Stimme: „Sie stirbt mir in den Armen! Herr Jesus Christus, was muß dem armen Kinde

begegnet sein, daß es bei dem Wetter hier im Walde umherirrt! Drei Meilen von ihrem Wohnhause beim Schwager!"

So wechselten seine Empfindungen in grellem Uebergange von einem Aeußersten zum andern!

Budowa, so ergriffen er von dem Vorfall war, behielt doch die seiner geistigen Ueberlegenheit entsprechende Besonnenheit. Er entriß das Mädchen fast mit Gewalt den Schmerz- und Freudenergüssen des betäubten Vaters und wandte, von Thaddäus unterstützt, die nöthigen Mittel an, die Bewußtlose ins Leben zurückzubringen. Er selbst wusch ihr mit seinem Tuch das Blut von der Stirn und überzeugte sich, daß die Wunde keine gefährliche sei, wenn auch die Erschütterung durch den Fall heftig gewesen sein mochte. Thaddäus schleppte von dem auf dem Wagen ausgebreitet gewesenen Stroh herbei, welches die Reisenden schon selbst zu ihrem Nachtlager benutzen wollten. Die Ermattete wurde darauf gelegt und ihr etwas Wein eingeflößt; dieser und die strahlende Wärme des lodernden Feuers brachten sie nach einigen Minuten zur Besinnung zurück, sodaß sie, das Auge aufschlagend, fragte: „Wo bin ich?" Der Anblick der fremden Männer erschreckte sie; sie hielt beide Hände krampfhaft vor sich hingestreckt und rief: „Fort, fort, erbarmt euch!" Walter nahm ihre Hand und sagte weich zuredend: „Mädel! Gretel! Du bist ja bei deinem Vater!"

Diese Worte, der bekannte Ton der Stimme, warfen völliges Licht in die Seele des Mädchens. „Vater!" rief sie aus, „Vater!" und mit fest umschlingenden Armen hing sie an seiner Brust.

Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, sie schluchzte krampfhaft, doch nachdem dies einige Augenblicke gedauert hatte, war die Beklemmung ihrer Brust gerade dadurch gelindert.

Als der Vater sie ruhiger sah, fragte er bekümmert: „Sage mir, mein Kind, wie kommst du hierher, in der Nacht, in diesem Wetter, mitten im Walde?“

Alle diese Fragen schienen schreckliche Erinnerungen in der Armen zu wecken. Sie brach aufs neue in Thränen aus und vermochte kein Wort zu sprechen.

„Sie muß erst mehr zu Kräften kommen, lieber Freund“, sagte Budowa, „sich erwärmen, erquicken. Wenn sie nur die nassen Kleider wechseln könnte!“

„Herr Gott, ich unvernünftiger Mensch“, rief der Alte ärgerlich auf sich selbst und schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „daß ich daran auch nicht gleich dachte!“ Und mit einem Sprunge war er hinaus. Nicht zwei Minuten vergingen, so kehrte er mit einem großen überschnürten Korbe zurück und rief: „Hier habe ich ja den ganzen Kram, den die Mutter dir nachschicken wollte, da du so eilig geflüchtet wurdest! Ich sollte es jetzt mitnehmen“, wandte er sich, als müsse er eine Erklärung darüber geben, zu Budowa, „weil Alles zusammengepackt ist und sie gleich durchfahren sollte nach Heidelberg zum Herrn Rath!“

„Da, Gretel, da, mein Goldkind!“ rief er zur Tochter, „hier hast du Alles, was du brauchst! Kleider, Röcke, Wäsche, Schuhe! Da, kleide dich um, wir gehen hinaus, drüben ist noch eine Stube!“ Es war so natürlich von dem Vater, dies von den beiden Reisegefährten zu verlangen, daß er gar nicht erst deshalb anfragte, oder sich entschuldigte; diese leisteten dem Wort auch sogleich Folge. Thaddäus machte sich noch im Schuppen bei den Pferden zu thun und Walter ging mit Budowa in den andern wüsten Raum, welcher jenseit der Hausflur lag. Hier fanden Schmerz und Angst des Vaters wieder Worte und er erging sich in von Schluchzen und Weinen unterbrochenen Aus-

rufungen über Das, was seinem Kinde begegnet sein müsse. Budowa hatte auch seine eigenen, nicht sehr beruhigenden Vermuthungen darüber. Er hielt indessen damit zurück und sagte nur: „Hört, lieber Freund, Eure Tochter hat Euch vielleicht Manches zu vertrauen, wobei sie die Gegenwart fremder Männer scheut; geht daher, sobald sie umgekleidet ist, allein zu ihr und laßt Euch erzählen, was ihr begegnet ist. Ihr könnt uns ja nachher mittheilen, was uns zu wissen nöthig wäre!“

„Ja, gestrenger Herr, das will ich! Das ist ein braves Wort“, entgegnete Walter; „nun, den Vater wird sie wol bald einlassen können, wenn auch für fremde Männer nicht gleich Alles so im rechten Schick ist.“

Endlich antwortete sie nach mehrmals wiederholter Anfrage: „Jetzt, lieber Vater!“

Budowa blieb allein. Es war eine düstere, schauerliche Spanne Zeit, die ihm unvergeßlich bleiben mußte. Tiefes Dunkel umgab ihn; nur ein matter Schimmer des Feuers drüben leuchtete gegen einen Theil der Mauer und flammte von den trüben Fensterscheiben zurück. Der Regen und die geschwollenen Wildwasser rauschten draußen; der Wind zog durch die Kronen der Bäume. Seine Seele beschäftigte sich mit Muthmaßungen darüber, welche seltsamen Ereignisse dies seltsame Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen wol herbeigeführt haben mochten. Ihr liebliches Bild verband sich mit den traurigsten Ahnungen. Zugleich aber mischte der Umstand einen eigenen süß wehmüthigen Reiz in seine Betrachtungen, daß die Aufgefundene wirklich der holden freundlichen Agathe, der Tochter Rippell's, in dem Grade ähnlich sah, daß er, der Beide noch weniger kannte, sie nicht hätte unterscheiden können. Diese Zufälligkeit weckte, ihm selbst unbegreiflich, eine dunkle Ahnung geheimnißvoller Bezie-

hungen in seiner Seele. Es ist zuweilen als berühre unsichtbare Geisterhand eine Saite in der verborgensten Tiefe unserer Brust; es tönt ein ahnungsvoller Laut, über den uns erst die Zukunft Aufschluß gibt. Ein leiser, aber tiefer Zusammenhang seines Daseins mit dem dieses jetzt noch so fremd demselben gegenüberstehenden Wesens durchzuckte die Nerven seiner Seele. Freilich nur ein vorüberrauschender Anklang, gleich einem unsichtbaren Hauch, der ein Saitenspiel tönen läßt, und der Klang verweht schnell wie er entstanden. Allein das Ohr hat ihn einmal vernommen und die ahnungsvolle Anregung ist in die Seele gedrungen, lebt in ihr fort, selbst wider Willen. In diesem wunderbar bewegenden Gefühl unterbrach ihn das rasche Eintreten Walter's.

„Ist Eure Tochter nun ganz wieder bei Kräften?“ fragte Budowa; ein unwillkürlicher Blick nach dem Gemach drüben gab ihm die Antwort. Margarethe trat eben aus dem zurückgezogenen Theile des Raums, wo sie sich umgekleidet hatte, in den hellen Schein der Flamme. Das Bild des schönen Mädchens glich, aus dem tiefen Dunkel gesehen, einer wunderbaren Erscheinung. Die ausstrahlende Glut des Feuers goß eine belebende Röthe über ihre Züge. Das hellbraune Haar, zu durchnäßt, um geflochten oder aufgebunden zu werden, hing ihr in natürlichem Fall über den Nacken herab, nur ein wenig leicht, wellenartig gekräuselt durch die Gewohnheit des Einflechtens oder weil es von Natur in dieser Form niederwallte. Ein dunkles, anliegendes Gewand umschloß die schlanke Gestalt. Ueber die Wunde, um die Stirn, hatte sie ein weißes Tuch gebunden, das dem Angesichte einen ganz eigenthümlichen Reiz verlieh.

Budowa war durch den Anblick wie gefesselt. Er zö-

gerte hinüberzugehen. „Wißt Ihr jetzt, Walter“, fragte er, „wie Eure Tochter hierher gerathen ist?“

„Ja, sie hat mir Alles erzählt! Das arme Kind hat solche Angst und Qual ausgestanden, daß ich kaum begreife, wie sie noch am Leben ist. Der Herzog Christian, unser Herrgott wird es ihn noch entgelten lassen, hat all das Leid über sie gebracht; dem Himmel Dank, daß das Aergste ihm fehlgeschlagen ist!“

„Gott sei gelobt!“ rief Budowa, der schon das Aergste fürchtete. „Erzählt mir Alles, lieber Walter, bevor wir hinübergehen“, bat er.

„Der Herzog“, begann dieser, „ritt heut früh, wie ich Euch erzählt, zum Grafen Erbach. Es war eine große Falkenjagd angesagt, alle Forstleute dazu aufgeboten. Niemand aber wußte, daß der Herzog dabei sein werde, und so lud der Schwager seine Frau und meine Gretel ein, doch mit auf den Sammelplatz zu kommen, um sich das lustige Treiben und bunte Spiel anzuschauen. Da ist nun der Herzog zu ihrem größten Schreck ihrer ansichtig geworden, und sogleich sandte er seine Schufte von Leuten aus, ihr nachzuspüren. Wie nun die Frauen mit noch andern Landleuten nach Haus fahren, wird der Wagen plötzlich im Walde von dem Gesindel umringt, das mein Mädel mit Gewalt entführen wollte. Die Bauern, welche dachten, es sei auf Plünderung und auf ihre Weiber auch abgesehen, setzten sich zur Wehr und es gab ein wildes Getümmel. Während dessen gelang es meiner Gretel vom Wagen zu springen und ins Gebüsch zu entkommen. Sie lief was die Füße sie tragen wollten, bis sie erschöpft niedersank. Während sie am Fuß einer alten Eiche ausruht, hört sie Geräusch im Walde; die Zweige knistern, es kommen Männer. Schnell verbirgt sie sich im tiefsten Dickicht, und richtig, et-

liche von den Leuten des Herzogs kommen aus dem Gebüsch und lagern sich unter die Eiche. Da hört sie jedes Wort, das sie sprachen, erfährt, daß den Bauern noch andere Landleute zu Hülfe gekommen sind, sodaß die Jäger von ihrem Vorhaben abstehen mußten. Der Herzog aber ist wüthend gewesen, daß sie ihm mein Mädel nicht gebracht haben, und hat sie ausgeschickt, sie aufzusuchen und sie zu rauben, wo sie sie auch finden möchten! Hundert Pistolen hat er Dem versprochen, der sie unversehrt einbringt; aber Alle jagt er sie zum Teufel, wenn sie sie ihm nicht herbeischaffen! Das hat das arme Kind angehört und ist beinah gestorben vor Schrecken und Angst. Endlich, nachdem die Jäger aufgebrochen, hat sie sich hervorgewagt und durch den wilden Forst, durch Thal und Schluchten den Weg nach Haus gesucht. Und da überfällt sie das furchtbare Wetter, daß sie fast am Leben verzagt und nur Gottes Gnade selbst" — er faltete die Hände dabei — „konnte sie hierher zu uns führen, zu ihrem eigenen, leiblichen Vater!"

„Wol, Gottes Gnade, Freund!" antwortete Budowa ernst; doch durchzuckte ihn zugleich und tief gerührt ein Grauen des innersten Unwillens über diese empörende Gewaltthätigkeit. Sein Blick hatte während der ganzen Erzählung das Mädchen nicht verlassen. Sie stand mit gesenktem Haupt, fast bewegungslos vor dem Feuer. Sie schien sich noch immer an der Wärme der Flamme zu laben und durch sie die Wiederkehr der Kräfte zu suchen.

„Wollt Ihr nun nicht wieder hinüber an das Feuer, Herr?" erinnerte Walter.

„Ihr habt das arme Kind doch erquickt?" fragte Budowa statt der Antwort.

„Ja wol, sie hat etwas Wein getrunken und auch ei-

nige Bissen Brot gegessen. Sie schüttelt sich nur noch immer vor Frost, denn der Wolkenbruch hat sie ja fünf Stunden lang durchgekältet! Es ist ein Wunder Gottes, daß sie nicht vor Kälte und Entkräftung umgekommen ist. Und dazu noch der böse Fall!"

Während dieser letzten Worte waren sie hinübergegangen. Margarethe blickte den Kanzler schüchtern, aber freundlich an. Er reichte ihr herzlich, mit väterlicher Milde die Hand dar und sprach ihr sein inniges Mitleid und Bedauern aus. „Fürchtet nichts mehr, gutes Kind", beruhigte er sie; „ich werde Euch jetzt selbst unter meinen Schutz nehmen, es soll Euch nichts Böses mehr widerfahren."

Beruhigter setzte sich Margarethe am Feuer nieder; sie mußte noch etwas Wein und Speise zu sich nehmen; dann schickten sich Alle zum Nachtlager an. Die beste Lagerstätte wurde für die Erschöpfte bereitet, dem Feuer zunächst.

In der andern Ecke legten sich die Männer nieder; doch immer nur zwei, da der dritte wachen und das Feuer unterhalten mußte. Budowa wollte diese Arbeit durchaus mit seinen Reisegefährten theilen und war der Erste, der die Obhut der Flamme übernahm.

Um Mitternacht weckte er Walter und legte sich selbst zur Ruhe; um zwei Uhr Morgens kam Thaddäus an die Reihe.

Es war ein beruhigendes Zeichen, daß Margarethe in einen bis zur Erstarrung festen Schlaf gesunken war; die Herstellung der erschöpften Kräfte aus der Fülle ihrer Gesundheit.

Als Thaddäus seinen Platz vor der Flamme eingenommen hatte, war es noch tief finster. Walter schlief sogleich an des Kanzlers Seite fest ein. Der Wachende stöberte und schürte, mehr um sich munter zu erhalten, als weil es

nothwendig gewesen wäre, mit einem langen Eisenstecken in der Glut umher. Regen und Sturm hatten ganz aufgehört; bis auf das Knistern der Funken, herrschte lautlose Stille. Thaddäus, noch halb schlaftrunken, nickte endlich selbst wieder ein und fuhr nur zuweilen unwillkürlich empor.

„Holla! Ihr da!" rief es plötzlich mit rauher Stimme draußen am Fenster.

Thaddäus sprang auf und blickte mit seinen scharfen, schlauen Augen nach der Richtung des Schalles. Er sah ein paar bärtige Gesichter.

„Thut uns auf", ertönte der rauhe Ruf abermals, „wir sind halb todt vor Müdigkeit und Nässe!"

Thaddäus war der Einzige, der diese Worte vernahm; Walter und der Kanzler in ihrer Uebermüdung schliefen zu fest; vollends Margarethe.

„Ist doch gut", dachte Thaddäus, „daß ich die Thür fest versperrt habe", denn er ahnte nichts Gutes von den Gesellen draußen. „Wenn ich nur wüßte, wie viele ihrer wären?"

In diesen Gedanken schickte er sich, absichtlich langsam, an, dem Fenster zuzugehen.

„Wer seid Ihr denn?" fragte er, ohne das Fenster zu öffnen, und hielt die angeglühte Eisenstange in der kräftigen Faust empor.

„Verirrte Jägersleute!"

„Dacht ich's doch", fuhr es Thaddäus, dem Walter die Geschichte seiner Tochter auch erzählt hatte, durch den Kopf. „Sind das welche von den Schnapphähnen!" — Er überlegte bei sich, was er thun solle, ob sie einlassen, oder es verweigern, ob Walter und seinen Herrn wecken oder nicht. Sie aussperren war gefährlich! Es hieß ihren Zorn reizen; Widerstand konnte die Hütte nicht leisten und über

dies hätten sie sich des Stalles und der Pferde bemächtigen können.

„Wartet! Sogleich!“ antwortete er daher. „Geht an die Thür!“ Vorsichtig beobachtete er am nächsten Fenster, um die Gestalten zu zählen, die etwa durch den blaßhellen Flammenschein gingen; es waren nur ihrer zwei. Er trat in die Hausflur, that, als ob er die Thür öffnen wolle, aber nicht könne, und horchte dabei immer schlau auf Das, was die draußen sprachen. Da er nur zwei Stimmen hörte, dachte er denn, es sei am besten sie einzulassen; denn die Uebermacht behielt er doch gegen sie. Zuvor aber rüttelte er Walter und den Kanzler auf mit den Worten: „Bekommen wir Gäste; können wir sie nicht abweisen; machen wir vielleicht einen nützlichen Fang.“ Während Budowa und Walter halb schlaftrunken aufsprangen, ging Thaddäus wieder an die Thür und öffnete endlich den Ungeduldigen unter allerlei scheinbaren schweren Anstalten.

„Was Teufel“, rief der Erste eintretend, „Ihr habt Euch ja hier verrammelt, als hättet Ihr Schätze zu bewahren in dem elenden Rauchloch! Es ist aber doch trocken und gibt ein Obdach! Gut, daß ein Feuer brennt!“

„Habt Ihr nichts zu leben?“ fragte der Zweite. „Wir sind verhungert und verdurstet und von Frost und Nässe geschüttelt wie im Fieber!“

Während dieser Worte stampften sie im Flur den Boden und drückten und rangen ihre Kleider, um das Wasser auslaufen zu lassen und auszupressen.

„Das sind von den Leuten des Herzogs“, raunte Walter dem Kanzler zu.

„Hm!“ murmelte dieser; unvermerkt steckte er das Schwert an, das er in die Ecke gelehnt hatte, und blickte nach seinen Reisepistolen.

Walter sah ängstlich nach Margarethen, die zum Glück mit abgewandtem Gesicht, festschlafend vor Entkräftung, von des Vaters großem Mantel bedeckt in der Ecke im tiefen Schatten lag.

„Was führt Euch denn mitten in der Nacht hierher?" fragte Budowa die Ankömmlinge mit dem Ansehen, welches Stand, Alter und geistige Ueberlegenheit ihm gaben. Sie schauten verwundert auf; der erste Blick mußte ihnen sagen, daß ein Mann von weit höherem Rang als sie selber vor ihnen stehe. Sie ließen daher sogleich von ihrer rohen Weise ab, und der Erste entgegnete etwas verlegen:

„Wir sind in Diensten des Herrn Herzogs Christian von Braunschweig und auf der Jagd im Walde verirrt. Das Unwetter hat uns überfallen!"

Der schlaue Thaddäus hatte während dessen ganz unbemerkt die Hirschfänger und Büchsen der beiden Jäger, die sie unbedacht in die Ecke gelehnt, ergriffen und hinausgetragen; stolz auf diese Kriegslist trat er wieder ein und winkte seinem Herrn, der seine Art und Weise genau kannte, mit den Augen.

„Es ist uns Nachricht zugekommen", sprach Budowa mit strengem Ton, „daß auf der heutigen Jagd ein Frevel gegen ein junges Mädchen hier aus dem Lande des Herrn Kurfürsten versucht worden ist. Wißt ihr davon?"

Die Beiden standen wie erstarrt und sahen sich bestürzt an. Instinctartig schauten sie nach ihren Waffen um, — sie waren verschwunden! Thaddäus stand mit vergnüglichem Lächeln in der Thür und spielte mit seinem böhmischen Säbel.

„Wißt ihr von der Sache?" fragte der Kanzler noch einmal.

„Du ... ich glaube ...." murmelte der Erste halb-

laut, indem er seinen Gefährten anstieß und in die Ecke starrte, wo Margarethe lag, von deren lichtbraunem Haar ein Theil über den Mantel, der sie bedeckte, hinaushing.

Budowa sah an ihrem Zusammenschrecken, daß sie zu den Schuldigen gehörten.

„Ich sehe", sagte er, ihnen fest entgegentretend, „an eurem Zittern, daß ihr schuldig seid. Verlaßt auf der Stelle diese Hütte, geht zu eurem Herrn zurück und sagt ihm, daß das arme Mädchen in dem Schutz des Kurfürsten dieses Landes steht und daß ich sie unter den der Frau Kurfürstin selbst stellen will, welche die Unschuld einer verfolgten Jungfrau zu beschützen wissen wird. Fort jetzt! Ihr findet hier kein Obdach! Und hütet euch, daß wir euch nicht noch ferner auf diesem Gebiet treffen, denn sonst führen wir euch, wie es Räubern gebührt, in Banden zur Stadt, und euer Schicksal könnt ihr euch denken!"

Die Erschreckten wußten kein Wort zu erwidern, sondern wandten sich scheu nach der Thür.

„Eure Jagdbüchsen und Hirschfänger", sagte Thaddäus in seinem gebrochenen Deutsch, „sind gebracht in Sicherheit! Ihr möchtet sie schlimm gebrauchen für uns!"

Noch ehe er vollendet hatte, waren Beide hinaus.

„Es ist gut, daß mein Mädel nichts gehört hat", sagte Walter, tief athmend, als sie fort waren. „Ach, gnädigster Herr! Wie wacker habt Ihr Euch unserer angenommen! Aber wie wird es meinem Haus und Gehöft ergehen, wenn diese Landstreicher Rache nehmen!"

„Seid beruhigt", entgegnete Budowa. „Ich werde dem Rath Rippell von dem ganzen Vorfall Meldung machen, er wird es dem Herrn Kurfürsten vortragen und Euer Landesherr Euch schützen und dem Herzog von Braun=

schweig wol auch ein Wort zukommen lassen, das ihn abhält, Euch irgend eine Unbill zuzufügen!"

Thaddäus, der hinausgegangen war, um den Leuten des Herzogs ein wenig nachzuschauen, kam mit der Botschaft wieder: „Wird gut Wetter, Herr! Ist der Himmel schon hell und Sterne viel zu sehen. In Stunde muß schon dämmern!"

„Bis Tagesanbruch wollen wir noch ruhen", sagte Budowa, „halte Wacht am Feuer und wecke uns, sobald sich irgend etwas Bedenkliches zuträgt."

Er und Walter streckten sich wieder nieder; die Morgenmüdigkeit senkte sie bald aufs neue in Schlaf. Margarethe's Ruhe war nicht unterbrochen gewesen. Thaddäas saß auf der Feuerwacht, schürte die Glut, nickte dann und wann einmal ein, fuhr wieder auf, summte sich ein böhmisches Liedchen, um sich munter zu erhalten, und verbrachte so die Zeit glücklich, bis der bleiche Schein der Dämmerung am Himmel durch die Baumwipfel sichtbar und der Horizont von leiser Röthe angehaucht wurde. Jetzt ging er hinaus, sah nach den Pferden und fütterte sie ab. Als er wieder eintrat, strahlte die erste Glut der Morgensonne durch die Fenster und erhellte das Gemach. Nunmehr weckte er die Schläfer. Alle, von Schlummer noch halb betäubt, waren wie bezaubert, sich so von Licht und Purpur umstrahlt zu sehen. Besonders Margarethe konnte sich erst gar nicht besinnen und glich einer aus schwerer Fieberkrankheit Erweckten.

Doch der Morgen übte seine belebende Kraft. Thaddäus hatte die Fenster geöffnet, daß die frischkühle, aber balsamisch durchhauchte Luft eindrang; die Sonne blitzte durch die von Millionen Regentropfen funkelnden Bäume und Gesträuche; der durch das Unwetter verscheuchte Chor

der Vögel hatte seinen tiefe Laubschlupfwinkel verlassen und ließ helle Stimmen erschallen.

Alle fühlten sich wie neu geboren bei diesem Frühlingsmorgengruß; er erfüllte ihre Herzen mit Andacht und Dank für die Gefahr, die die lenkende Hand Gottes abgewandt hatte; Muth und Hoffnung gewannen ihr Recht wieder.

In wenigen Minuten waren sie reisefertig. Thaddäus führte die ausgeruhten, hell wiehernden Reitpferde vor, hielt seinem Herrn den Bügel und schwang sich dann selbst in den Sattel. — Margarethe hatte auf dem Wagen an der Seite ihres Vaters Platz genommen. — Sie schlugen, die Reiter voran, den Weg nach dem Neckar hinunter wieder ein. Er war von dem furchtbaren Regen, der noch in den tief gehöhlten Erdspalten als trübes Wildwasser dahinrauschte, ganz ausgewühlt. Doch auf dem Rasen- und Moosboden des Waldes, mit geschicktem Einbiegen zwischen Bäumen und Gebüschen, gelang es selbst mit dem Wagen vorwärts zu kommen. Nach kurzer Frist hatten sie die größere Landstraße erreicht, wo ihre Wege sich scheiden sollten. Walter mußte sich rechts nach seinem Wohnsitz und nach Heidelberg zurückwenden, der Kanzler links, nach dem Gebirgsstädtchen Hirschhorn, dessen altes Schloß ihm schon in der Morgensonne von seiner dunkeln, fichtenbewachsenen Bergkuppe entgegen leuchtete.

Der Abschied zwischen Allen, die sich Tages zuvor noch ganz fremd gewesen, allein in Folge der seltsamen, abenteuerlichen Ereignisse jetzt für ewig durch eine gemeinsame unverlöschliche Erinnerung verbunden waren, war innigst herzlich. Margarethe wollte einen Kuß warmer Dankbarkeit auf Budowa's Hand drücken; dieser zog sie väterlich ans Herz.

Daß sie sich unter dem düstren Gewölk schwerer

Verhängnisse, als diese schauerliche Nacht, dereinst wieder treffen sollten, verhüllte ihnen die gnädige Weisheit des Himmels! Jetzt aber erfrischte sie der Hauch des Morgens, der Purpurstrom der Sonnenstrahlen, der Fluß und Berge anleuchtete; und so schieden sie getrost, die Hoffnung Gottes im Herzen.

---

## Neuntes Capitel.

---

In der Waffenhalle des Schlosses zu Amberg saß der Herzog Christian von Anhalt, wie er in der Abendstunde pflegte, im Kreise seiner Familie. Der Abendimbiß war aufgetragen; Vater und Mutter, Söhne und Töchter, die ältern und jüngern, saßen um den runden Tisch, und ein heiteres Gespräch belebte den zutraulichen Kreis. Der Herzog war ein Mann im kräftigsten Alter, einundfunfzig Jahre; er hatte Vieles erfahren, große Reisen gemacht, verschiedenen Fürsten in Geschäften des Friedens und des Krieges gedient, und sich neben den wissenschaftlichen und Sprachkenntnissen die wichtigeren von Welt und Menschen in einem seltenen Maße erworben. Wegen seiner Kriegskenntnisse und seines mehrfältig bewährten Feldherrntalents war er schon seit zehn Jahren zum Generaloberstlieutenant der protestantischen Union erwählt, während der Markgraf Joachim Ernst der Oberführer des Heeres war. So tapfer und einsichtig er sich in diesem Verhältniß und

als Krieger überhaupt benommen, so war er doch von Herzen gutmüthig, im Sinn einfach und redlich, und befand sich nirgends lieber als im Kreise der Seinigen, wo er nach Beseitigung der Tageslast sich ganz der gemüthlichsten Heiterkeit überließ. Seinen innersten Kern lernte man an seinem Familientisch kennen. — Neben ihm saß seine Gattin, Anna, Gräfin von Bentheim, eine immer noch schöne Frau, obwol sie ihm sechzehn Kinder, sechs Söhne und zehn Töchter, geboren hatte, von denen indeß drei der Söhne und zwei der Töchter jung gestorben waren. Die elf lebenden Kinder saßen ringsum am Tische, die kleinsten wie die größten. Prinz Christian, der Aelteste, ein Jüngling von fast zwanzig Jahren, neben dem Vater; das kleinste, ein blondlockiges Mägdlein, die erst etwas über zweijährige Prinzeß Dorothea Bathildis, dicht neben der Mutter auf einem erhöhten Stühlchen.

„Du wolltest uns ja heut etwas von den Türken erzählen", erinnerte die kleine zehnjährige Prinzeß Amoena Juliana den Vater, und sah ihn bittend an.

„Ja wol", rief lebhaft der Prinz Ernst, der nur ein Jahr älter war, „gestern hast du's versprochen, Vater!"

„Wenn ich's versprochen habe, muß ich wol Wort halten", erwiderte der bärtige Kriegsmann mit einem freundlichen Lächeln zu seiner kleinen Tochter Amoena Juliana hinüber, die er besonders lieb hatte, nicht nur wegen ihres holden Wesens, sondern auch weil er ihren feinen Körperbau und die durchsichtige Lilienhaut, die den zarten Zügen einen besondern Reiz gab, stets mit einem Anflug von Besorgniß betrachtete, und ihr rührendes Schicksal, wenn nicht ahnte, doch vielleicht fürchtete, daß sie als eine geöffnete Knospe der Jungfräulichkeit schon in ihrem siebzehnten Jahre von der Erde abforderte!

Dem Blick des Vaters wie dem des Arztes schien sich der Keim der Brustleiden, an denen sie so jung dahinwelken sollte, schon jetzt in dieser duftig zarten Körperlichkeit zu enthüllen! So hatte denn der Herzog, wie sehr er alle seine Kinder liebte und ihnen freundlich war, doch für dieses Töchterchen immer noch einen Vorzug liebevoller Willfährigkeit.

„Willst du denn auch so gern von den Türken hören, Amoena?“ fragte er sie, und da sie munter nickte, fuhr er fort: „Der regnigte Abend ist auch am tauglichsten zu solcher Unterhaltung; in den Garten könnt ihr doch nicht mehr hinaus. — Ja, die Herren Türken mit ihren grimmigen Bärten und krummen Säbeln habe ich schon kennen gelernt, bevor ich selbst einen Bart hatte!“

„Christian hat doch schon einen kleinen“, rief Prinz Ernst neckend und sah seinen Bruder lachend an.

„Ich war auch noch nicht so alt wie er“, erwiderte der Vater, „nur drei Jahre älter als du, vierzehn Jahre, als ich nach Konstantinopel kam. Die Veranlassung der Reise war gerade nicht die erfreulichste, denn des Kaisers Rudolf Seliger, Majestät, ließ dem Sultan durch eine Gesandtschaft reiche Geschenke überbringen, mit denen wir uns von der allzu stürmisch andringenden Wildheit der Muselmänner leider loskaufen mußten und zu Zeiten noch müssen! Nun, ich hoffe zu Gott, es wird auch eine Zeit kommen, wo wir uns den Türken blos mit unsern guten Klingen vom Leibe halten!“

„Ja, das hoff' ich, Vater“, rief der Prinz Christian in edler Jünglingsaufwallung.

„Die Zeit wäre schon da, hätten wir nicht immer untereinander soviel Hader zu schlichten in Deutschland“, sagte der Herzog mit einem halben Seufzer.

„Aber erzähle doch“, rief Prinz Ernst, der die Abschweifungen nicht liebte.

„Nur Geduld, du fürwitziger Unart“, schalt der Vater scherzhaft; „ich werde bald genug auf der Reise sein. — Da ich noch nicht viel mehr Verstand und Vernunft hatte als du, wurde mir ein hochehrenwerther Begleiter und Führer, mein nun in Gott ruhender Freund und Lehrer, Graf Adam von Schlieben auf Tannendorf, Rath des Kurfürsten von Brandenburg, mitgegeben. Am 22. März Anno 1583 kamen wir nach Prag. Das ist euch eine herrliche Stadt, Kinder! Das Schloß in dem Theile, so der Hradschin heißt, liegt hoch auf dem Berge, sodaß man die ganze Altstadt jenseit der Moldau, sammt der Moldaubrücke, überschauen kann. Man steht hoch über den Thurmspitzen!“

„Ich möchte wol auch einmal nach Prag reisen, lieber Vater, und überhaupt recht große Reisen machen wie Bruder Christian“, rief Prinz Ernst; „du hast mir's schon so lange versprochen, Vater, und es ist wahrhaftig an der Zeit, daß ich doch auch ein wenig in die Welt komme! Christian ist schon in Italien und in Frankreich und in London gewesen; ich noch nirgends!“

„Du kleiner «Guck in die Welt» willst schon in die Welt gehen?“ sagte die Herzogin lächelnd und drohte ihm mit dem Finger.

Doch der Vater sagte: „Je nun, zu einer Reise kann wol Rath werden, Ernst, wenn du fleißig und fromm bist. Allein nach Prag, das ist jetzund nicht wol an der Zeit, solange der Krieg dauert .... Aber es ist besser, von vergangenen Zeiten erzählen, als an die Gegenwart denken! Wir blieben nur zween Tage in Prag, denn wir hatten Eile. Nach Wien nahmen wir die Straße über Czaslau.

Das war mir ganz besonders wichtig. Warum wol? Weißt du das? Ernst! Christian!"

Ernst besann sich und wußte nichts; doch der Prinz Christian antwortete nach einigem Zögern: „Mich dünkt, des berühmten Ziska Grab ist daselbst."

„Richtig!"

„Ach ja wol, jetzt besinne ich mich auch", sagte Ernst, „das hat uns der Herr Magister Scrinarius ja erzählt! Das war der alte Hussitengeneral, der nur ein Auge hatte . . ."

„Aber mit dem einen mehr sah als die meisten Feldherren mit zweien, und als mancher nicht mit hundert sehen würde. Zuletzt war er gar blind, und war doch der Führer Aller!" sagte der Herzog mit Nachdruck.

„Das muß ein Mann gewesen sein!" rief Prinz Christian leuchtenden Blicks.

„Deshalb besuchten wir auch sein Grab. Von dort zogen wir zu Pferd gen Wien. Hier mußte ich zuvörderst Sr. Majestät dem Kaiser Rudolf dem Zweiten vorgestellt werden. Dies geschah am zwanzigsten Aprilis. Der kaiserliche Herr bezeugte mir viele Huld und Gnade. Dennoch aber ging es mir übel!"

„Wie das? lieber Vater!" fragte die Prinzessin Eleonore Marie, welche bisher still, achtsam zugehört hatte. Sie war die älteste der Schwestern, und stand eben in der reizendsten Blüte der Jugend, da sie wenige Monate später, am 7. August, neunzehn Jahre alt werden sollte.

„Je nun, Töchterchen, es geht im Leben nicht immer so, wie man glaubt und wünscht. Gott schickt uns manche Prüfung. Das wirst auch du noch erfahren!"

Der Vater weissagte; denn diese liebe Tochter, die sich späterhin mit dem Herzoge von Mecklenburg vermählte,

hatte schwere Lebensschicksale zu überdauern! Der Gemahl starb ihr früh, und ein herrschsüchtiger Bruder desselben entriß ihr einziges Kind gewaltsam der mütterlichen Obhut und Sorge, um selbst die Vormundschaft darüber zu führen, sodaß sie herbe Jahre durchweinte! — —

„Ich erkrankte“, fuhr der Vater erzählend fort, „an den Blattern. So konnte ich erst am 10. Mai auf der Donau zu Schiff gehen; doch waren wir am 12. schon auf türkischem Gebiet.“

„Wie? Schon so schnell? Ist der Strom denn so furchtbar geschwind“, fragte Prinz Ernst.

„Reißend genug ist er, obwol doch nicht so furchtbar, wie du denkst. Allein das türkische Gebiet war uns allzu nahe damals! Die Stadt Ofen schon gehörte dem Erbfeind der Christenheit an, und ein türkischer Pascha hatte seinen Sitz darin. Dort trafen wir am 12. Mai ein.“

„Nun sind wir also bei den Türken“, rief die kleine Amoena lebhaft, und ihre zarten Wangen färbten sich mit lieblicher, anfliegender Röthe.

„Ja! mitten unter den Türken!“ bekräftigte der Vater munter. „Nun hört zu! Jetzt werden schauerliche Geschichten kommen!“

Alle blickten ihn gespannt an. In diesem Augenblick öffnete sich die Saalthür und der Leibdiener des Herzogs, ein alter kriegerischer Graukopf, trat, mit mehrern Briefen in der Hand, ein. „Briefe aus Heidelberg und Eger, an Ew. fürstlichen Gnaden“, sprach er, indem er sie dem Herzog überreichte. „Auch läßt ein fremder Herr anfragen, ob er Ew. fürstlichen Gnaden so spät die Aufwartung machen könne, da er soeben erst in Amberg eingetroffen sei und morgen mit dem Frühesten wieder abreisen müsse!“

„Wie heißt er denn?“ fragte Herzog Christian verwundert.

Der Leibdiener war ein wenig verlegen. „Ja, der Name, gnädiger Herr — der war so seltsam“, sprach er verwirrt, „ich habe ihn nicht behalten können! Es ist aber ein böhmischer Herr.“

„Nun es wird wol einer meiner alten böhmischen Freunde sein“, sagte der Herzog lächelnd; „aber Kunz, du solltest doch deinem alten Gedächtniß etwas schärfere Sporen geben, daß es dich nicht immer stecken läßt!“

„Was hilft's, Ew. Gnaden!“ seufzte der Alte halb komisch; „einem steifen Gaul kann man das Eisen in die Rippen drücken so viel man will, er wird doch kein Wettrenner!“

„So bitte den fremden Herrn nur einzutreten!“

Kunz ging hinaus.

„Ja Kinder, um die Geschichte von den Türken werdet ihr heut wol kommen“, wandte sich der Herzog zu der kleinen Familie, in der diese Worte ein trübseliges Murmeln hervorbrachten. „Seltsam, Anna“, sagte er zu seiner Gemahlin, „indem ich von meiner böhmischen Reise erzähle, kommen Briefe und Gäste von dort her!“

Er brach zugleich den Brief aus Eger auf, durchflog ihn und rief mit staunendem Kopfschütteln aus: „Hm! Die Böhmen haben den Teufel im Leibe! Der Thurn geht vorwärts wie ein Attila!“

„Also Nachrichten vom Kriege?“ rief Prinz Christian lebhaft aus, und stand rasch auf, um zum Vater zu treten.

„Mein Freund Sternberg“, erwiderte der Herzog, „schreibt mir aus Eger, daß Thurn in Mähren völlig Herr ist, und schon gerad auf Wien los marschirt. Und der Mansfeld macht bei Budweis dem Bouequoi alle Hände voll zu thun. Sie wollen ihre Rechte oder Forderungen zu Wien in der Kaiserburg selbst durchsetzen!“

„Es ist doch ein großherziges, kühnes Volk, diese Böhmen", rief der junge Prinz Christian auf diesen Bericht des Vaters aus.

„Wenn sie nur nicht die Hand zu weit ausstreckten" erwiderte der Vater mit besorglichem Ton. In diesem Augenblick öffnete der Leibdiener die Thür, und Wenzel von Budowa trat ein.

„Herr Kanzler! Wahrhaftig, Ihr seid's!" rief der Herzog rasch aufstehend freudig aus, ging dem Eintretenden entgegen und schüttelte ihm die Hand. „Seid mir herzlich willkommen!"

„Vergebt meinen späten Besuch, durchlauchtigster Herr", erwiderte Budowa, „allein ich wollte doch nicht durch Amberg reisen, ohne Ew. Durchlaucht zu begrüßen; und morgen mit dem Früheſten muß ich weiter!"

„Besser spät, als gar nicht", erwiderte der Herzog, „allein Ihr seid zu eilig. Wollt Ihr's Euch nicht ein paar Tage auf dem Schloß gefallen lassen?"

„Ich muß bestens danken, gnädigster Herr; dringende Gründe treiben mich zur Eile. Ich komme von Heidelberg!"

„Von Heidelberg! Soeben erhalte ich Briefe aus der Kanzlei, habe sie aber noch nicht gelesen. Hätten wir vielleicht gar Geschäfte miteinander?"

„Das wäre wol möglich!" antwortete der Kanzler.

„Nun, die jedenfalls nachher! Erst einen Becher des Willkommens. — Doch vergebt, in der Freude des Wiedersehens habe ich ganz vergessen, Euch der Herzogin vorzustellen. Liebe Anna", wandte er sich zu dieser, „du siehst hier in dem gelehrten Herrn Kanzler Wenzel Budowa von Budowecz einen meiner liebsten Freunde aus Prag, der mir bei der letzten Anwesenheit dort, da ich in der Angelegenheit von Donauwörth und der jülichschen Erbschafts-

sache zu Sr. Majestät dem Kaiser Rudolf gesandt war, die wichtigsten und getreuesten Dienste geleistet hat."

Die Herzogin begrüßte den Gast mit dem ihr eigenen vornehmen Anstande, und doch mit herzlicher Freundlichkeit. Herzog Christian stellte ihn hierauf seinem Erstgeborenen und den älteren Prinzessinnen vor. Ohne vieles Ceremoniell wurde er eingeladen, an der Abendtafel zwischen dem herzoglichen Ehepaar Platz zu nehmen. Die kleine Bathildis, die schon müde war, wurde von der Wärterin zu Bett gebracht, die Herzogin rückte an ihren Platz, und so entstand Raum für den Gast.

„Ungar- oder Rheinwein?" fragte der Herzog.

„Nach Eurer Bestimmung, gnädigster Herr", erwiderte Budowa sich verneigend.

„Nun, wir brauchens ja mit keinem zu verderben, können's mit beiden halten", scherzte der Herzog, „und wenn uns meine junge Garde hier ein wenig hilft, so nehmen wir's auch mit Zweien und Dreien auf, denke ich!"

Die herzliche, zwanglose Aufnahme führte bald ein ebenso herzliches zwangloses Gespräch herbei. Der Herzog theilte dem Kanzler den Inhalt des eben aus Eger empfangenen Briefes mit, der für diesen die wichtigsten Neuigkeiten enthielt. Es konnte nicht fehlen, daß die Angelegenheiten Böhmens, die die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland beschäftigten, auch sogleich der Gegenstand des Gesprächs waren. Dieses nahm bald eine so ernste Färbung an, daß es dem Herzog nicht angemessen schien, es in Gegenwart der jüngern Familie fortzusetzen. Ohne weiteres hieß er daher, wie in einem bürgerlichen Hause, die Kleinen aufstehen, und indem er sie einzeln bei Namen rief, sagte er ihnen: „Jetzt lauft noch ein wenig durch den Garten. Der Regen ist so arg nicht, und vom Mairegen wachset ihr;

danach geht alle zu Bett. Vergeßt aber Euer Nachtgebet nicht!" setzte er ernst hinzu.

Alle die Kleinen, die Prinzen Ernst und Friedrich, die Prinzessinnen Agnes Magdalena, die erst sieben Jahre zählte, Amoena, und Anna Sophie sogar, die bald ihr funfzehntes erreichte, sprangen munter auf, küßten den Aeltern die Hand, und huschten dann hinaus durch die große Glasthür der Halle auf die Terrasse und in den Garten hinunter. Nur Prinz Christian und seine beiden ältesten Schwestern, Eleonore Marie und Sibylla Elisabeth, eine anmuthige feingebildete Jungfrau von siebzehn Jahren, blieben am Tisch. Es dämmerte schon; die Kerzen wurden aufgesetzt, und man rückte zum traulichern Gespräch enger zusammen.

„Ihr seht mir nicht heiter aus, alter Freund", begann der Herzog Christian; „habt Ihr Kummer, habt Ihr Sorgen?"

„O, gnädigster Herr", entgegnete Budowa, „wie sollte ich nicht Sorgen und Kummer hegen bei dem Stand der Dinge in meinem theuern Vaterlande!"

„Nun, ich dächte, mit dem dürftet Ihr zufrieden sein", erwiderte der Herzog Christian, „nach Dem, was ich Euch soeben mitgetheilt habe. Der Krieg geht so glücklich!"

„Auch ein glücklicher Krieg ist ein großes Unglück, vollends dieser", entgegnete Budowa.

„Da habt Ihr wol Recht", antwortete Herzog Christian kopfschüttelnd, und die Herzogin ließ zugleich ein leises „Jawol!" hören. „Indessen die glücklichen Wendungen müssen Euch doch große Hoffnung geben!"

„Das Kriegsglück wechselt", antwortete der Kanzler bedenklich; „auch ist der äußere Feind nicht der einzige, vielleicht nicht der schlimmste, den Böhmen zu bekämpfen hat! Es ist wund, schwer krank in seinem Innersten!"

„Falls aber der König Ferdinand, was doch zu hoffen, wenn er den bedenklichen Ausgang eines längern Kampfes erwägt, nachgibt, euch eure Forderungen bewilligt ....“

„Setzen wir selbst diesen unwahrscheinlichen Fall, gnädigster Herr“, antwortete der Kanzler, „und fragt Euch, wie alsdann der Zustand Böhmens sein würde! Liebe und Vertrauen könnte wol ein König, der unsere Forderungen so ungern erfüllt, der nur der Gewalt weicht, niemals zu uns haben — und wir nicht zu ihm!“

„Es würde freilich schwer halten“, gab Herzog Christian zu.

„Und wäre der Zustand eines Landes, wo sich Volk und Herrscher, Stände und König mit gegenseitigem Mistrauen und verhaltenem Groll bewachen, nicht schon an sich ein trauriges Ereigniß?“ fuhr Budowa in seiner Rede fort. „Vollends aber für Böhmen, das seit zwei Jahrhunderten die traurigsten Erfahrungen gerade wegen solcher Verhältnisse gemacht hat? Der Majestätsbrief des Kaisers Rudolf hat uns nicht geschützt; seine Erneuerung oder Bestätigung und Erweiterung wird uns auch nicht schützen. Für den Augenblick vielleicht, solange mit der Gewalt nichts dagegen durchzusetzen ist. Wenn aber Ferdinand die Macht in seinen Händen glaubt, wird er dann die Bedingungen halten, die er jetzt eingeht? Wie ist es ergangen in den letzten zehn Jahren? Der gute Wille unsere Gerechtsame, unsere Religion zu achten und zu schützen war nicht da; und so wurde jeder einzelne Fall zu einer Kette von Schwierigkeiten, bis im verwichenen Jahre der hohle Grund des Gebäudes zusammenbrach!“

„Es ist genau jährig! Wir schreiben ja heut den dreiundzwanzigsten Mai!“ bemerkte der junge Fürst Christian, der mit Eifer dem Gespräch zuhörte.

„Wahrhaftig! Daran hatte ich noch gar nicht gedacht", rief der Herzog.

„Ich wohl! den ganzen Tag über", versetzte der Kanzler. „Es ist eine unselige Erinnerung!"

„Wie?" fragte der junge Prinz Christian betroffen; „denkt Böhmen so von seiner eigenen Erhebung?"

„Unsere Sache war gut; allein die Leidenschaft hat viel verdorben", antwortete Budowa. „Und was hat es genützt, daß man über einige der Schuldigsten herfiel, ihnen zu viel oder zu wenig that, statt sie streng zur gesetzlichen Verantwortung zu ziehen? In ganz Deutschland tadelte man uns, machte uns heftige, und ich darf nicht sagen, ungerechte Vorwürfe! Slawata und Martiniz aber sind heut natürlich unsere viel erbitterteren Feinde; sie schaden uns mehr als jemals, ja selbst ihr Helfershelfer Fabricius hat Macht alle räntevollen Künste seiner Erbitterung zu üben! — Wären sie verhaftet, dann ruhig, ernst vor Gericht gestellt worden, wie die Meinung der Meisten war, die sich zu dem entschlossenen Schritt gegen sie vereinigt hatten, wir hätten sie noch in unserer Gewalt, und sie würden uns sammt vielen ihrer Anhänger als Unterpfänder gedient haben, um dasjenige schnell, vortheilhafter und mit minderer Gehässigkeit zu erreichen, um was wir jetzt schon ein Jahr blutig kämpfen!"

„Ihr habt nicht Unrecht; allein was hinderte Euch damals so zu verfahren?" fragte Herzog Christian.

„Was den Menschen so oft hindert und irre führt: die Verblendung der Leidenschaften! Einige meinten, es müsse nun mit Einem Schlage alles Unheil Böhmens beendet werden! Die kaiserlichen Räthe zum Fenster hinaus, die Jesuiten zum Lande, dann würden wir reine Luft athmen! Es gab aber auch Andere, die nur einen unheilbaren Bruch

wollten, der einen friedlichen Rückzug unmöglich mache, damit sie bei dem Umsturz alles Alten sich ein neues Glück gründen, Ehre, Macht, Reichthum in ihre Hände bringen könnten. Diese waren nicht verblendet von ihrer Leidenschaft, so hoch die Flamme derselben aufschlug, sondern sahen ganz klar, wie die Dinge kommen mußten; allein sie wollten sie so, um ihres Vortheils willen, und nutzten den Taumel der Andern, um sie in den Strudel hineinzutreiben."

„Wie?" rief der junge Fürst Christian voll edlen Unwillens, „also nehmt Ihr an, Herr Kanzler, daß Niemand aus wahrer, heiliger Ueberzeugung für Glauben und Recht den großen Kampf in Böhmen unternommen habe?"

„O nein, mein theurer Prinz", entgegnete der Kanzler, „das sei fern von mir! Die edelsten Männer Böhmens haben sich erhoben für die edle Sache; es glüht eine Flamme heiliger Begeisterung in ihrer Brust; und sie werden, sollte die schwere Prüfung über uns kommen, kein Opfer, auch den Tod nicht scheuen, für Recht und Glauben! Allein in Augenblicken wilden Sturmausbruchs ist es nicht die Stimme des Edlen, des Ruhigen, die sich geltend macht, sondern gerade die der entzündetsten Leidenschaft, und die Derjenigen, welche die gute Sache als Mantel um ihre schlechte oder eigennützige hüllen. Ueberdies, begeisterte Aufwallung täuscht oft selbst die Besten über die richtigen Wege zum Ziel, wenn sie auch nur dieses im Auge haben! Ich selbst war vielleicht leidenschaftlicher, als ich hätte sein sollen. — Dies Alles wirkte zusammen in Böhmen bei dem Ausbruch des Aufstandes. Das erste Losungswort damals war: zertrümmert nur das Alte, Feindselige, dann wird sich das Neue, Heilsame wie von selbst aufbauen. Man hätte aber sagen sollen: reiße dein Haus nicht nieder, bis der Grund zu dem neuen fest

gelegt, ja bis es aufgebaut ist. Jetzt wohnen wir, ohne sicheres, neues Obdach, unter den Einsturz drohenden Trümmern des alten. Nun freilich bleibt uns keine Wahl, damit uns sein einstürzendes Gewölbe nicht erschlage, den alten Bau vollends einzureißen, und dadurch Raum zu schaffen für den neuen!"

Alle horchten der Rede lauschend, und Prinz Christian hing mit flammendem Auge an dem Manne, der durch die Gewalt des klaren Worts so mächtig auf ihn wirkte.

„Und was gedenkt Ihr jetzt zu thun?" fragte endlich Herzog Christian nach einer längeren Pause mit besorglicher Miene.

„Das zu besprechen, würde wol in die Stunde unserer Geschäfte gehören, gnädigster Fürst", erwiderte der Kanzler.

„Nun denn! Es wird Zeit auch an diese zu denken!" antwortete Herzog Christian. „Laßt mich nur erst diese Briefe von Camerarius lesen, bei deren Empfang mich Euer Kommen überraschte; dann wollen wir in mein Arbeitszimmer gehen."

Mit diesen Worten stand der Herzog auf, und setzte sich, nachdem er seinem Gast abermals herzlich die Hand geschüttelt, vor ein Marmortischchen in der Ecke des Saales, wohin ihm ein Diener einen Armleuchter mit zwei Wachskerzen trug. Dort durchlas er die Briefe. Die Herzogin Anna, der junge Fürst und die beiden Prinzessinnen unterhielten sich inzwischen mit dem Kanzler. Er erfreute sich des edlen Sinnes der Mutter, der zarten, frommen und doch gedankenklaren Ausbildung der Töchter, sowie des feurigen Geistes des jungen Prinzen Christian. Doch warf er von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick auf den lesenden Herzog, der immer ernster und ernster zu werden

schien, und mehrmals das Haupt bedenklich schüttelte. Budowa konnte vermuthen, welcher Art der Inhalt der Depeschen sei. Doch beherrschte er seine Gefühle, und blieb im aufmerksamen Gespräch mit der fürstlichen Familie. Die Herzogin erzählte ihm von dem Orden „zur goldenen Palme", den sie gestiftet *), aus dessen Statuten der ganze, fromme und sittliche Sinn der edlen Frau hervorging. Mit innerster Erwärmung dafür, theilte sie ihm Einiges von den letzteren mit. „Ich habe", sagte sie mit dem Ausdruck zarter Schwärmerei, welche den Frauen einen so holden Reiz verleiht, „dem Orden diese Benennung gegeben, weil die Palme das Bild des Friedens und das Gold das der höchsten Kostbarkeit ist. Mehr aber spricht noch ein zweiter Name den Sinn unsers Bundes aus, wir nennen uns «den Bund der Getreuen». Es ist dies nicht recht eigentlich der richtige Ausdruck, denn unsere Devisen sind französisch, da, wie Ihr wol wisset, Herr Kanzler, diese Art, schöne Lebenszwecke durch freie, aber heilige Verpflichtungen zu fördern, hauptsächlich in der Provence und in Frankreich zuerst Sitte gewesen, und man dort die vielfältigsten Formen und Sinnbilder dafür hat."

Der Kanzler verbeugte sich zustimmend.

„So nennen wir uns denn eigentlich: «La noble Académie des Loyales.» Vor zwei Jahren, hier zu Amberg, stiftete ich den Bund. Wir sind zwanzig weibliche Mitglieder: zehn fürstliche, sieben gräfliche und drei vom Adel. Unser Zweck ist, uns in Liebe und Treue so innig als möglich zu vereinigen, und gemeinsam Frömmigkeit, Sitte und Bildung zu fördern, sowol gegenseitig unter uns als bei Andern, mit denen wir in Berührung treten. Wir haben

*) Historisch.

gelobt, einander aufrichtig zu lieben und daher auch wahrhaft zueinander über unsere Fehler und Schwächen zu sein, unsere Mängel aber einander mit Sanftmuth anzudeuten und mit Geduld zu ertragen. Kein Streit darf in uns keimen; unser Verkehr steht unter der Obhut des Friedens und der Liebe. Von den Abwesenden dürfen wir nur das Gute besprechen; den Vorgesetzten leisten wir Gehorsam, den Untergebenen Liebe."

„O daß doch solche Grundsätze die der ganzen Welt wären", rief der Kanzler lebhaft, „da würden wir aller schweren Sorgen und Mühen überhoben sein!"

„Meine Töchter sind ebenfalls Mitglieder des Bundes", begann die Fürstin wieder und blickte auf die beiden schönen Prinzessinnen an ihrer Seite. „Jedes Mitglied hat außer dem allgemeinen des Ordens noch sein eigenes Sinnbild, das es sich seinem Charakter gemäß gewählt. Hier meine Tochter Eleonore Marie hat sich einen goldenen Kreis gewählt, mit der Ueberschrift «Sans fin» und der Unterschrift «La constante». Sie will standhaft und beharrlich sein, ohne Aufhören, wie die Kreislinie ohne Ende immer wieder ineinander läuft."

„Ein schöner Vorsatz für das Leben mit allen seinen Kämpfen und Hindernissen!" sagte der Kanzler zu der Prinzessin, die in bescheidenem Erröthen sich leis an die Mutter schmiegte.

„Hier meine sanfte Sibylla Elisabeth", fuhr diese fort und wandte sich zur zweiten Tochter, „hat sich ein liebes stilles Bildchen gewählt, eine Turteltaube, die auf einer blühenden Gartenlaube sitzt, mit der Ueberschrift «La paisible» und der Unterschrift «Tant que je vive!»"

„Mögen so stille weibliche Wünsche erfüllt werden", sagte der Kanzler, sich gegen die Prinzeß verneigend.

„Wer sich den Frieden im Herzen erhält, der wird ihn auch wol sonst erringen“, antwortete die Fürstin statt der Tochter und küßte sie auf die weiße Stirn. „Wir beschäftigen uns nicht mit uns allein, Herr Kanzler“, nahm sie das Wort wieder auf; „der Orden verfolgt seine Zwecke auch nach außen, und sucht Andere des Glücks theilhaftig werden zu lassen, nach dem er selbst in Liebe und Friedseligkeit strebt. So suchen wir durch kleine Beiträge für die Erziehung armer Kinder Sorge zu tragen, daß sie Nützliches lernen und vor allem in Gottesfurcht und christlicher Liebe unterwiesen werden. Abwechselnd ist Eine von uns die obere Aufseherin dieses Unterrichts, durch den wir den kindlichen Herzen das wahrhafte Glück auf dieser Erde zuzuwenden hoffen.“

Budowa war sanft bewegt. „Welch schöne Werke des Friedens baut Ihr hier auf, gnädigste Fürstin“, sprach er, „während wir nur die Arbeit des Kriegs und der Zerstörung thun!“

„Es ist ja Pflicht der Frauen, für die Kinder zu sorgen, im Hause und im Herzen“, antwortete die Herzogin lächelnd. „Und den Frieden im Herzen“, fuhr sie ernster fort, „baut der Glaube und die fromme Uebung der Pflicht. Uns in Beidem zu stärken, ist Zweck unseres Vereins.“

„Wer solch ein Asyl hat, der kann auch Krieg und Stürme da außen ertragen“, entgegnete der Kanzler, „er findet immer sein Ruhekissen nach der härtesten Arbeit.“

„Und was hindert, daß ein Jeder sich diese tröstende Zuflucht öffne?“ fragte die Herzogin.

„Wohl habt Ihr Recht, edle Frau“, antwortete der Kanzler, indem er sich auf ihre Hand beugte und sie ehr-

furchtsvoll, aber mit Wärme küßte; „es ist unser Verschulden, wenn wir es uns nicht auch gründen. Ich möchte in Euren Orden treten, um mich gleichfalls für so heiligen Wandel und Zweck zu kräftigen!“ — —

„Wenn's Euch genehm wäre, Herr Kanzler, könnten wir jetzt in mein Zimmer gehen“, unterbrach der Herzog das Gespräch und stand von seinem Sessel auf.

Beide verließen die Halle.

Die Herzogin mit ihren Töchtern und dem Prinzen Christian blieben zurück; da der Vater ihnen nicht Gute Nacht gesagt, wußten sie, er zähle darauf, sie noch wieder zu treffen. Die Fürstin hieß die zweite Prinzeß, Sibylla Elisabeth, welche die Kunst der Musik mit ebenso großer Anlage als warmer Liebe pflegte, ihre Laute holen, um ein frommes Lied zu singen. Sie that es. Die Mutter mit dem Prinzen Christian und seiner Schwester Eleonore Marie hatten sich an eines der hohen Gartenfenster gesetzt. Sibylla nahm ihren Platz an dem Tische, wo der Vater gesessen hatte und wo die Kerzen noch standen. Sie legte das Notenblatt darauf, da ihr das Lied noch nicht so ganz geläufig war, daß sie nicht vielleicht einmal hätte hineinblicken müssen. Das Licht der Kerzen fiel auf ihr Antlitz; die Mutter und Geschwister schauten von der dunkeln Stelle zu ihr hinüber von sanfter Rührung bewegt durch den Anblick der schönen frommen Schwester, der das seidenweiche, lichtbraune Haar, auf der weißen Stirn getheilt, in Locken auf Nacken und Schultern herabwallte. Sie hing die Laute um, und während draußen der Abendwind in den feuchten Wipfeln der Bäume durch den dunklen Garten rauschte, ließ sie die sanften Klänge der Saiten und ihrer süßern Stimme ertönen:

O Herz, laß dich nicht schrecken
Die dunkle, dunkle Nacht!
Wie tief ihn Wolken decken,
Der Himmel droben lacht.

Es ziehn die lichten Sterne
Still ihre goldne Bahn,
Sie blicken aus der Ferne
Die Erde troſtreich an.

Sie wandeln immer weiter,
Und enden sie den Lauf,
Steigt auch der Morgen heiter
Schon hinter ihnen auf.

Drum geh' auch du in Frieden
Fromm durch die Erdennacht,
Bald ist dem Wandermüden
Der Morgen hell erwacht.

Sie hatte kaum geendet, als die Seitenthür sich öffnete und der Vater mit dem Kanzler heraustrat. Beide sahen sehr ernst, aber zugleich tief, innig bewegt aus.

„Dein Lied ist durch die offenen Fenster bis zu uns hinübergeklungen, Sibylla", sprach der Herzog mit sehr weichem Ton.

„Und hat uns Herz und Seele erquickt", fiel der Kanzler ein.

Sibylla erröthete; Alle schwiegen. Es herrschte eine ängstlich tiefe Stille, nur von dem Rauschen des Nachtwindes unterbrochen.

„Nun gehabt Euch wohl, edler Freund", sagte endlich der Herzog zu Budowa, indem er sichtlich seine Kraft zusammenraffte. „Noch einmal! Mein Rath sei wie er wolle,

was mein gnädigster Kurfürst beschließt, ist auch mein Beschluß. Und dann gehört ihm mein Arm, mein Herz und mein Haupt!"

Ein seltsames Gefühl der Ahnung von etwas schwer Bedeutungsvollem ergriff die Herzogin und ihre Kinder bei diesem Worte. Der Kanzler erwiderte nichts mehr; er empfahl sich schweigend, mit warmem Händedruck beim Herzog, mit ehrerbietigem Handkuß bei der Herzogin und mit tiefer Verbeugung bei dem Fürsten Christian und den Prinzessinnen.

„Anna, Kinder", sagte der Herzog, da sie allein waren, sehr bewegt, „laßt uns den Abendsegen beten mit recht demüthigem Herzen. Die Zeit ist schwer, doch der Herr ist mächtig und gnädig!"

---



# Zwölftes Buch.



## Zehntes Capitel.

In der frühesten Morgendämmerung eines Junitages, der überaus heiß zu werden drohte, rückte ein Cornet Reiterei auf der Straße von Pilsen nach Budweis vor. Der Weg zog sich durch dichten Fichtenwald, der sich von beiden Seiten über hüglichten Boden stundenweit hin erstreckte. Tiefe Stille und dämmerndes Halbdunkel, gemischt aus Sternenlicht und Morgenröthe, die sich am äußersten Himmelsrande von Norden her nach Osten hinzog, lag noch über der Landschaft. Niemand sprach ein Wort; man hörte nur den einförmigen Tritt der Pferde, von Zeit zu Zeit durch das Schnaufen der angestrengten Thiere unterbrochen. Auch die Leute waren sämmtlich müde; denn sie waren schon die Nacht hindurch marschirt. Ihr Führer, dem ein breit krämpiger Hut mit schwarzer Feder das Gesicht tief beschattete, ritt ebenfalls stumm, wie es schien in ernste Betrachtungen versenkt, vor sich hin. Plötzlich erhob er das Haupt und sah sich aufmerksam um. Der Galopp eines von hinten her heransprengenden Reiters machte ihn aufmerksam; er wandte sein Pferd etwas und zugleich sich selbst, indem er sich im Sattel hob und in die Bügel trat. „In

Ordnung geritten", befahl er mit halblauter Stimme seinen Leuten, „der General kommt!"

Das Wort fuhr wie ein elektrischer Funke in die müden, nachlässig im Sattel hängenden Mannschaften. Jeder richtete sich gerad auf, die Pferde wurden strenger an den Zügel genommen und die Ordnung der Reihen mit dem gehörigen Abstande voneinander genau hergestellt.

„Was gibt's Neues bei Euch, Hauptmann Rechodom", rief Mansfeld's Stimme den Führer schon von hinten her an.

Xaver, der soeben, wie es der Dienst mit sich brachte, das Pferd umgewandt hatte, um dem General von selbst die Meldung zu machen, sprengte ihm im Galopp entgegen, senkte das Schwert und berichtete: „Wir sind bis jetzt ohne alles Hinderniß marschirt; keine Spur des Feindes hat sich blicken lassen."

„Habt Ihr gehörige Patrouillen an der Spitze und zur Seite? Und haben auch sie Euch nichts gemeldet?" fragte Mansfeld weiter.

„Nur daß, so weit sie sehen können, der Wald sich ausdehnt. Von Truppen hat sich nicht das Geringste gezeigt."

„Die Gegend wird nun bald lichter werden, zugleich mit dem Tage", antwortete Mansfeld, „da werden wir denn doch wol etwas wahrnehmen. Wir sind keine Stunde mehr von Groß-Lasken entfernt, wo der Graf Solms mit fünfhundert Reitern zu uns stoßen soll."

Rechodom schwieg. Mansfeld desgleichen; in seinen Zügen drückte sich ein ernstes, aufmerksames Nachdenken aus. „Rechodom", sagte er nach einigen Augenblicken und winkte ihm mit den Augen, indem er etliche Schritte voraus sprengte. Jener folgte. Als sie abseits von den Leuten waren, wandte sich Mansfeld wieder zu ihm. „Ich habe Euch ausgewählt, Freund, um mich auf einem etwas ge-

wagten Unternehmen zu begleiten, das ich aber nicht unterlassen kann. Es ist mir in der Nacht durch flüchtige Leute Botschaft zugegangen, daß die Ungarn ein Schloß, zwei Stunden von Groß-Lasken, Netolitz geheißen, welches eine kleine Anzahl ständischer Truppen besetzt hielt, in Brand gesteckt und die Leute daraus vertrieben haben. Sie haben sich aufs äußerste tapfer geschlagen; die Meisten sind umgekommen in den Flammen oder niedergemetzelt. Aber dreißig Mann haben sich in die Kirche geworfen und halten sich dort gut. Durch die Versprengten, die glücklich durch den Wald entkommen sind, ist mir ihre dringende Bitte um Rettung und Hülfe zugegangen. Ich möchte die braven Kerle nicht im Stich lassen! Aber es ist ein verwegener Streich und wir können leicht abgeschnitten werden, denn Boucquoi manövrirt uns von Budweis aus immer in der Flanke. Ich brauche also entschlossene Leute, Männer, die sich durchhauen, wo es darauf ankommt. Euer Cornet und das des Capitäns Hayd habe ich dazu ausgesucht. Denn bei ihm schadet die Gelehrsamkeit der Tapferkeit nicht. Zieht jetzt Eure Patrouillen ein und schlagt eine Viertelstunde von hier, wo sich die Straßen theilen, den Weg rechts ein!"

„Ich werde Eure Befehle genau befolgen", antwortete Xaver.

Mansfeld grüßte und sprengte im vollen Galopp des Weges zurück zu dem Gros der Colonne, die mit acht Fähnlein Fußvolk und vierhundert Reitern nachfolgte, um zu den andern ständischen Truppen, welche sich zwischen Pisek, Budweis und Tabor zusammenzogen, zu stoßen; da man besorgte, daß Boucquoi gegen Prag vorzudringen versuchen möchte.

Xaver richtete seinen Auftrag sogleich ins Werk. Nach

wenigen Minuten hatte er seine Patrouillen eingezogen. Bald darauf erreichte er den Punkt, wo sich die Straße spaltete. Der Weg links führte nach Groß=Lasken; der Wald schien sich nach dieser Richtung zu lichten, der Boden ebener zu werden. Zur Rechten blieb die Waldung dicht, die Höhen wurden ansehnlicher, die Straße zog sich anfangs in der Senkung hin, wandte sich aber bald den waldigen Rücken hinan.

Xaver übergab seinem Fähnrich, Culmbach mit Namen, einem gewandten, muthigen, jungen Manne aus der Oberpfalz, der freiwillig Dienste bei Mansfeld genommen hatte, die Führung des Trupps, und ritt voraus auf die Höhe der Hügelwand, um selbst zu kundschaften. Er hatte oben einen freien Punkt zum Umschauen. Nach Südost, der Gegend, wo Schloß Netolitz liegen mußte, setzte der Wald sich fort, doch immer auf wellenartigem Boden; die Kette der Höhen zog sich südlich. Gegen Norden sah er den Flecken Groß=Lasken liegen, dessen Thurm= und Dachspitzen sich schwarz, scharfeckig auf dem dunklen Purpurgrunde, mit dem die Morgenröthe den Himmel umsäumte, abzeichnete. Hochwald und struppiges Tiefgebüsch wechselten in großen Schlägen miteinander ab; nur vereinzelt zogen sich etwas freiere Striche von Feldern und Wiesen hindurch. Indem Xaver den Blick südwärts über den Wald hinschweifen ließ, hörte er hinter sich abermals Hufschlag und das Schnauben mehrerer Pferde. Mansfeld sprengte eben den Hügel hinauf; zwei Offiziere folgten ihm.

„Ihr recognoscirt hier?“ rief der General ihm fragend von weitem zu, indem er selbst mit seinen scharfen, blitzend hellblauen Augen um sich schaute und sich den blonden Knebelbart strich, der den Hasenschaart bedeckte, mit welchem die Natur ihn seltsam gezeichnet hatte, ohne doch

seinem Gesicht eine Misbildung zu geben. Denn das geistige Leben seiner Züge, der kühne, kriegerische Sinn, verliehen diesem eine Bedeutung, welche jene Entstellung völlig vergessen ließ.

„Ihr recognoscirt hier? Das ist recht. Habt Ihr etwas wahrgenommen?“ sprach er langsam näher reitend. Xaver verneinte. „Es wäre nicht unmöglich, daß das slowakische Raubgesindel hier in den Waldschluchten hereinspukte! Wo das Aas ist, da sind auch die Raben! Sie wittern hier Manches für ihren Schnabel! Hier gibt's vereinzelte Bauerhöfe zu plündern und niederzubrennen, Weiber zu mishandeln, kleine Truppenabtheilungen in den Garnisonen mit Uebermacht zu überfallen wie bei Netolitz, wo wir hinwollen!“

Er sah sich forschend noch eine Zeit lang rings um, während die Andern ehrfurchtsvoll hielten und schwiegen. Nach einigen Minuten schien er seine festen Dispositionen getroffen zu haben, winkte die Offiziere heran und ertheilte ihnen seine Befehle.

„Hauptmann Rechodom, Ihr nehmt die Spitze und reitet rasch, aber vorsichtig mit Spitz- und Seitenpatrouillen auf der Straße fort. Ihr, Hauptmann Havd, folgt mit Euren Reitern in der Distance von etwa tausend Schritt. Habt das Auge wohl rechts und links, ob sich uns zur Seite oder im Rücken der Feind zeigt. Dann sendet Ihr ein paar Leute mit guten Pferden vor und avertirt den Hauptmann Rechodom. So bleibt es, bis ich Euch weitere Verhaltung sende.“

Nach diesen Ordres grüßte der General mit der Hand an den Hut, sandte die Offiziere zurück und ritt mit Rechodom, dessen Leute jetzt herangekommen waren, weiter. Eine Viertelstunde war vergangen, da rief Rechodom plötzlich:

„Seht dort, General!“ Seitwärts im Busch, an den knorrigen Aesten einer alten Eiche hingen zwei fast nackte männliche Leichname, grauenvoll verstümmelt, der eine, offenbar zur Erhöhung der Qual, an den Füßen aufgehängt.

„Pest und Hölle!“ rief Mansfeld aus. „Das sieht den Strolchen ähnlich! Wo sie arme Bauern mishandeln können, da sind sie tapfer! Aber wartet, ich hoffe ein Dutzend von euch zur Sühne daneben aufknüpfen zu lassen!“

„Soll ich sie losschneiden lassen?“ fragte Xaver?

„Nein! Sie sollen hier hängen als Zeugniß der Schandthat, bis wir Rache genommen!“ antwortete Mansfeld ingrimmig.

„Seht euch das an, Kinder“, rief er gegen die Reiter hingewandt, „und wenn wir auf den Feind stoßen, erinnert euch daran, daß wir solche Bubenstücke zu bestrafen haben! Haut ein wie die Löwen! Das aber sage ich euch“, setzte er mit einem furchtbar blitzenden Blick hinzu, „wenn jemals von euch Einer sich hier im Lande solcher Teufeleien gegen arme Bauern oder Bürger, Weiber oder Kinder schuldig macht, der soll mir selbst hängen wie die dort, aber so, daß er sich drei Tage in der Marter krümmt wie ein Wurm! Und ich will kein Erbarmen haben, und wenn er winselte, daß die Steine an zu jammern fingen!“ — —

Mit stummem Grausen, mehr noch vor dem drohenden Antlitz des Feldherrn als vor dem Anblick der Verstümmelten, ritten die Krieger vorüber.

Eben blitzten die ersten Sonnenstrahlen durch die Fichtenbüsche und warfen das blutrothe Licht auf die Leichname. Beiden waren Nase und Ohren abgeschnitten, die Gesichtszüge gräßlich verzerrt durch die Marter, die Körper mit dunklen Streifen und Flecken geronnenen Blutes schauder-

voll bedeckt. Dem Unglücklichen, der verkehrt hing, waren die Augen weit aus dem Kopfe gequollen, und das wilde Haar, von Blut zusammengeklebt, starrte gräulich abwärts.

Zu dem Grausen, welches selbst die Kriegsleute überlief, blieb ihnen nicht viel Zeit, da der Dienst vorwärts drängte. Hauptmann Hayd rückte auf ein Trompetensignal, das Mansfeld ihm geben ließ, mit seinem Cornet im raschen Trabe heran. Die beiden Trupps marschirten jetzt zusammen.

Das Gehölz lichtete sich.

Jetzt sahen sie seitwärts von der Höhe die schwarzen Trümmer des niedergebrannten Schlosses von Netolitz. Ein leichter Rauch zog um die halbeingestürzten Mauern. Am Abhang dehnte sich der Flecken hin; man gewahrte die Kirche.

„Ich sehe keine Feldwachen! Wir wollen die Schufte vom Stroh aufjagen!“ sagte Mansfeld zu Hayd und Xaver, die neben ihm ritten. „Aber krabbelt's da nicht vor uns zwischen den Häusern und Büschen? Bei meinem Schwert! Das sind Pferde und Menschen! Sie wollen eben ausrücken! Jetzt müssen wir ihnen rasch auf den Pelz!“

Das Feld vor ihnen war geräumig und eben. Mansfeld ließ die Reiter in breiter Front aufmarschiren! Wie eine Wetterwolke stürmten sie über das Blachfeld. Die Ungarn, die eben aus dem Ort gerückt waren, suchten sich zum Gefecht zu ordnen. Als eine leichte Reiterschaar, hätten sie diesen schweren Stoß an sich schon nicht auszuhalten vermocht. Sie ritten aber gleich von Anfang nicht fest geschlossen, und jetzt wurden sie vollends unschlüssig und stutzten. Einige folgten, wie aus Instinct, ihrer Gewohnheit sich in einen Schwarm einzeln Fechtender aufzulösen. Es schien Niemand zu befehlen oder Niemand zu gehorchen.

„Sie puffen auseinander wie die Schwärmer und wackeln, ehe wir sie gestoßen haben“, sagte Mansfeld halb lachend.

„Nur fest geschlossen, Jungen, wie eine Eisenmauer, und dann heran wie der Sturmwind!“

Die Ungarn waren im ersten Anlauf geworfen und wie durch eine Pulvermine auseinander gesprengt. Mit wahrer Wuth hieben Mansfeld's Reiter, noch von dem scheußlichen Anblick im Walde erbittert, auf die Einzelnen ein. Alles stürzte unter den Hieben ihrer breiten Schwerter. Die Gewandtheit der ungarischen Reiter auf ihren leichten Pferden, die sie so kühn zu tummeln verstanden, half ihnen diesmal nichts gegen den mächtigen schweren Stoß der Gewalt, mit dem die halb eisernen Deutschen und Böhmen auf sie anstürmten.

„Hauptmann Nechodom“, befahl Mansfeld, „rückt gegen die Kirche vor und seht zu, ob Ihr den Unsrigen helfen könnt!“

Xaver zog seine Leute zusammen und führte den Befehl aus. Indessen ließ Mansfeld die Niedergehauenen durchsuchen. Verwundete und Offiziere wurden zu Gefangenen gemacht. Ausgeplündert wurden Alle, doch die Beute auf Befehl des Generals zusammengebracht, um gleichmäßig vertheilt zu werden. Dieser ritt indessen, begleitet von zwei Trompetern, die ihm immer folgen mußten, um, wenn es nöthig, Signale zu geben, nach dem höchstgelegenen Punkt in der Nähe, um rings um zu schauen, ob sich nichts Verdächtiges wahrnehmen lasse. Plötzlich sprengte er mit verhängtem Zügel zurück. Einen der beiden Trompeter sah man nach den Häusern jagen, wohin Xaver gerückt war. Hayd erkannte, daß etwas Wichtiges vorgehe, ritt Mansfeld entgegen und kam mit ihm zugleich zu den Truppen zurück.

„Haut alle den Hunden die Köpfe entzwei, daß keiner von ihnen mehr beißen kann“, befahl Mansfeld den Leuten

und deutete auf die Gefangenen, etwa zwanzig an der Zahl, die, von etlichen Reitern bewacht, am Flügel standen. Hand's Leute stutzten. „Haut sie nieder!“ donnerte Mansfeld noch einmal, „sonst spalte ich euch selbst den Schädel!“ Die Mannschaften trauten anfangs ihren Ohren nicht; jetzt aber sahen sie, daß es Ernst war, und da sie wußten, der General halte Wort mit seinen Drohungen, hieben sie plötzlich auf die Unglücklichen ein, daß gleich Etliche mit gespaltenen Schädeln zu Boden stürzten. Entsetzen ergriff die Andern, da sie, der Sprache unkundig, das furchtbare Todesurtheil, das über sie gefällt war, nicht verstanden hatten, bei diesem plötzlichen Ueberfall. Schon zuvor hatten sie durch Verwundungen und Blutverlust matt, in Angst über ihre Zukunft fieberhaft schlotternd dagestanden; jetzt war es, als ob der Schrecken der Hölle sie ergriffe. Sie heulten laut auf; Einige versuchten in wahnsinniger Angst flüchtend davonzustürzen, Andere warfen sich auf die Knie und erhoben die Hände flehend.

„Dankt eurem Gott“, rief Mansfeld mit furchtbarer Stimme, „daß ihr so leicht davonkommt; hätte ich Zeit gehabt, ihr hättet Alle dort oben neben den armen Bauern hängen und gleiche Martern aushalten sollen!“

Diese erbarmungslosen Worte und die wilde That fielen fast in Eins zusammen. Die Wenigen, die die Flucht versucht hatten, waren im Augenblick von den Reitern eingeholt und zu Boden gehauen; unter den andern Wehrlosen wüthete das Schwert mit gleicher Vertilgungswuth. Einige rafften sich empor zum Kampf der Verzweiflung. Sie fielen ihre Niedermetzler mit dem Ingrimm der Todesverachtung und Todesangst zugleich an. Sie packten sie mit den unbewaffneten Armen, rissen sie vom Pferde, wälzten sich mit ihnen am Boden, schlugen den Biß ihrer Zähne

in Arme und Gesicht der Gegner ein und zwangen diese zu gleicher Wuth der Vertheidigung. Doch dies war nur das ohnmächtige Aufflammen eines Augenblicks; von allen Seiten umstürzt, von Schwertern zerfleischt, von Piken mitten durch den Leib gestochen, wälzten sie sich bald bewußtlos in gräßlichen Verzuckungen am Boden. Die herabgerissenen Reiter schwangen sich wieder in den Sattel und Alle folgten dem Commando des Hauptmanns, der sie dem voranjagenden Mansfeld nachführte.

Während dieses Getümmels hörte man Trompetenstöße im Ort. Xaver und die Seinigen wurden durch diesen Kriegsruf von dort zurückberufen. Der wilde Ritt Mansfeld's ging seitwärts über Feld, einer sich tief einsenkenden und hinter dem Wald hinabziehenden Schlucht folgend. — Bald nahm das Dickicht die Eilenden auf. Sie ritten quer durchs Gebüsch, daß die Zweige Gesicht und Kleider zerrissen. Endlich erreichten sie einen Weg, der am Hügelsaume im Thal hinunterführte. Hier ließ Mansfeld die Leute sich sammeln und ordnen. Während dessen ritt er die Front hinab und sagte belehrend zu den Leuten:

„Hier werden sie uns nicht finden, Kinder, aber es war Zeit, daß wir diesen Schleichweg gewannen, denn hinter den Hügeln rücken Kürassiere und Slowaken an. Deshalb durfte dort oben Keiner lebendig bleiben, der verrathen hätte, wohin wir unsern Weg genommen. Sonst hätte ich die Schurken laufen lassen, obgleich sie Alle drei mal Galgen und Rad verdient hatten. — Den Weg, den wir zuvor gekommen sind", wandte er sich zu Hayd, „konnten wir nicht mehr zurück; denn das sah ich wol, den hatten sie uns schon verlegt. Aber noch war keine Pferdenase über der Crete des Berges zu sehen, als ich euch hier in Sicherheit hatte. Wenn nur Hauptmann Nechodom seine Leute

heil herausbringt aus dem verbrannten Neste, so sind wir geborgen. Den Weg habe ich ihm angeben lassen. Gott gebe, daß er ihn treffe! Wir müssen nun hier hinunter am Wald, bis wir an das Waldwasser kommen, was nach Groß-Lasken hinunterfließt. Sind sie klug und wissen sie Bescheid, so verlegen sie uns dort die Furt und wir müssen uns durchhauen. Also haltet euch fertig. Ladet die Carabiner und Pistolen wieder! — Und in Ordnung geritten!“

Der Zug ging in beschleunigtem Marsch auf dem abschüssigen, mit Steinen bedeckten und oft durch Gestrüpp verwachsenen Boden vorwärts. Nach zehn Minuten lief die Schlucht in das Thal des Flüßchens aus; zu allgemeiner Freude sah man in dem Augenblick, wo man es erreichte, Xaver mit den Seinigen längs dem Wasser herantraben. Mit freudigem Rufe, mit Schwenken der Hüte und Schwerter begrüßte man sich.

Mansfeld strich sich schmunzelnd den Knebelbart. „So sind wir vorläufig Alle glücklich aus der Mausfalle“, murmelte er vor sich hin.

Xaver schloß sich bald an. Er war durch einige und zwanzig Mann vom Regiment Berka verstärkt, die sich in der Kirche bei Schloß Netolitz gehalten und durch die Ankunft der Mansfeld'schen Reiter, welche die ungarischen aufjagten, in dem Augenblick gerettet worden waren, wo sie sich völlig verloren glaubten. Da sie durch Hunger und Anstrengung, Einige auch durch Wunden erschöpft waren, hatte Xaver sie theils auf den Beutepferden, theils auf der Croupe bei seinen eigenen Leuten fortschaffen lassen. Er berichtete Mansfeld darüber. „Brav Rechodom“, lobte ihn Mansfeld. „Wär's Euch nicht gelungen, so wären wir umsonst geritten. Jetzt ist mir's nicht leid, daß ich's unternommen habe. Bloße zwanzig Mann wären freilich das

Wagstück nicht werth, aber ihre That war es werth. Kommt man solchen Leuten nicht zu Hülfe, dann mag's der Teufel den Leuten künftig übelnehmen, wenn sie sich wie die Lumpenhunde ergeben!"

Der Marsch wurde darauf fortgesetzt. Nach einer Stunde erweiterte sich das Thal; der Fluß schlug eine starke Biegung nach Norden. Plötzlich sah man Groß-Lasken.

„Nun sind wir glücklich durch", rief Mansfeld fröhlich und zeigte nach dem Kirchthurm hinüber; „dort sind wir geborgen. Quartier ist gemacht und gute Freunde warten auf uns!"

## Elftes Capitel.

Hier befand sich die Furt, von der Mansfeld gesprochen hatte; jenseits konnte man den Weg quer über Feld nach Groß-Lasken einschlagen. Mansfeld war zuerst durch den Fluß auf einen Hügel geritten, um zu recognosciren.

„Tod und Teufel!" rief er aus, als er sich oben umschaute. „Das ist mehr Futter als ich allein verdauen kann!"

Die gesammten Höhen, eine halbe Stunde jenseit des Flusses, waren mit Truppen besetzt. Boucquoi war mit seinem ganzen Heere von Budweis aus vorgegangen, um Mansfeld's Corps von den übrigen ständischen Truppen, die vor und um Budweis lagerten, abzuschneiden und je nach Prag durchzubrechen. Diesen Plan übersah Mansfeld mit seinem Feldherrnauge auf der Stelle. Er winkte

die Hauptleute Xaver und Hayd, die noch am Ufer hielten und den Durchmarsch ihrer Leute in Obacht nahmen, zu sich hinauf.

„Seht dort", machte er sie aufmerksam, „das ist, glaube ich, das ganze österreichische Heer. Die drängen auf uns, das ist kein Zweifel. Es sind verteufelt Viele", fuhr er scharf hinüberblickend fort. „Unterm Berghang dort das sind Dragoner, und die dahinter marschiren, das müssen Waldstein's Kürassiere sein. Die beiden allein machen funfzehn Cornet aus! Und drüben am Walde das ist das Fußvolk! Es ist kein Zweifel, das ist Boucquoi mit Allem, was er in und am Leibe hat! Er ist wenigstens viertausend Reiter und achttausend Mann Fußvolk stark, das weiß ich aus sicherer Kundschaft, und ist er hier, ist er nicht mit halber Macht gekommen!"

„So ist er vier mal stärker als wir!" versetzte Hauptmann Hayd bedenklich.

„Thein könnten wir vielleicht ungefährdet erreichen und uns dort verschanzen", erlaubte sich Xaver in bescheidenem Tone zu bemerken.

„Den Teufel auch", rief Mansfeld fast zornig, „dann würden wir ja Hohenlohe im Stich lassen! Wenn Boucquoi nur ein Gran Hirn im Schädel hat, läßt er uns laufen, und wirft sich dann zuerst auf den Grafen, und morgen oder übermorgen käme die Reihe an uns und er bräche durch bis Prag! Nein! Wir müssen uns schlagen! Wir müssen Boucquoi hier aufhalten und Hohenlohe benachrichtigen. Er steht keine Meile von hier; in drei Stunden kann er uns zu Hülfe kommen, und so lange halten wir Stand."

Er gab hierauf Hayd den Befehl, sogleich drei sichere Leute, jeden einzeln auf anderm Wege, an den Grafen

Hohenlohe abzusenden, der mit seinem Corps von viertehalb-tausend Mann in der Nähe von Budweis im Lager stand.

„Der Graf möge sogleich die Trommel rühren lassen, im Eilmarsch auf Groß-Lasken vorrücken und Boucquoi in Rücken und Flanke fallen. Mansfeld werde ihm so lange die Zähne weisen“; so lautete der mündliche Auftrag. — Den Boten wurde die höchste Eile empfohlen.

Mit Hayd's und Nechodom's Leuten eilte Mansfeld nach Groß-Lasken. Im Reiten äußerte er seinen Unmuth über die Lage der Dinge unverhohlen.

„Wir werden einen harten Stand haben und viel Leute aufopfern müssen“, sagte er unwillig, „allein es geht nicht anders, sonst könnte der ganze Feldzug verloren gehen! — Es ist freilich schlimm genug, daß wir nicht stärker hier sind. Ich habe es den Herren in Prag oft genug geschrieben und gesagt! Mannschaften und Geld sollen sie schaffen! Wenn man den Krieg anfängt, soll man auch für die gehörigen Mittel sorgen, sonst kann er Einem schlecht bekommen! Allein diese Herren, die keinen Herrn über sich dulden mögen, wollen auch den Geldbeutel nicht aufmachen! Und das Beispiel wirkt übel auf das Volk. Es macht Schwierigkeiten, den Helm aufzusetzen und den Spieß in die Hand zu nehmen. Nun ist die Gefahr da! Hätte man auf mein Wort gehört, Budweis und Krummau müßten in unserer Hand sein so gut wie Pilsen. Vielleicht bedrohten wir jetzt schon Linz und könnten die Donau abwärts in Oesterreich eindringen, während Thurn oben aus Mähren anrückt! Was hilft es jetzt, daß er vorgeht? Und wenn er Wien zu sehen bekäme, was hätte Böhmen davon, im Fall Boucquoi indessen Prag belagert? -- Und das könnte kommen, wenn wir hier nicht Alle unsere Schuldigkeit thun!“

Mansfeld wußte nicht, daß in dem Augenblick, wo er diese Worte sprach, Wien wirklich schon so nahe, als er hier als möglich hinwarf, durch Thurn bedroht wurde. Nur im Allgemeinen hatte er von dessen Vorrücken aus Mähren nach Oesterreich Nachricht. Allein wie die Lage, in die er selbst jetzt gerieth, auf Thurn zurückwirken müsse, das sah er mit richtiger Ahnung.

Die Massen der Reiter, obwol sie in vollem Trabe das Blachfeld kreuzten, waren ihm doch zu langsam. Er überließ es Hayd und Xaver, sie so rasch als möglich heranzuführen, und ritt selbst in vollem Jagen nach Groß-Lasken voran und in den Flecken hinein, um dort die nöthigen Dispositionen zu treffen.

Er fand bereits den ganzen Ort in Bewegung, und seine Truppen, die ihn dort erwartet hatten, unter den Waffen. Alles begrüßte sein unverhofftes Erscheinen mit lautem Freudengeschrei, denn man war schon besorgt um ihn gewesen. Er befahl den Obersten und Feldhauptleuten, die er sämmtlich zu Pferd traf, ihm zu folgen, und ritt weiter im Galopp durch den Ort bis vor sein Quartier auf dem Markte. Hier hielt der ganze Reitertroß. Diener sprangen dem General sogleich entgegen und wollten ihm vom Pferde helfen. Er war mit raschem Sprunge hinunter, ehe ihm Jemand den Bügel halten konnte. „Meinen Harnisch und den schwarzen Hengst!" befahl er. „Tummelt euch! — Bis mein Rappe da ist, wollen wir Kriegsrath halten", rief er den Offizieren zu, die ihm nachgeritten waren, jetzt aber gleichfalls ehrerbietig vom Pferde sprangen und ihn zu Fuß umringten.

„Boucquoi greift uns an, ihr Herren! Und wir müssen Stand halten. Ich habe schon zum General Grafen Hohen-

lohe geschickt, daß er uns zu Hülfe kommt. So lange müssen wir uns wehren. — Mein Plan ist der: Wir formiren auf der Ostseite des Fleckens mit unserm Train und Bagage eine Wagenburg. Davor die Cavalerie in drei Abtheilungen, im Triangel, daß sie einander zum Succurs bereit sind. Hinter ihnen die Musketiere; wir theilen unsere acht Fähnlein so: vier auf dem linken, drei auf dem rechten Flügel der Packwagen, eins davor. Den Rücken lehnen wir hier an Groß-Lasken! Das ist meine Meinung!*) Was sagt Ihr, Herr Rheingraf?"

„Ich denke", erwiderte der Gefragte, „das wird so gut sein!"

„Und Ihr, Oberstwachtmeister Carpezo?"

Der Graubart nickte. „Alles gut so! Den rechten Flügel will ich schon halten!"

„Laßt sogleich die Trommeln rühren, Oberstwachtmeister, und marschirt ab! Ihr auch, Graf Solms, laßt zum Aufsitzen blasen! Ihr nehmt Eure Stelle in der Front zwischen Hauptmann Hayd und Rechodom, die Ihr schon draußen bei den Wagen trefft! — Oberst Schlammersdorf! Beaufsichtigt die Anordnung der Wagen; wählt eine gute Position und macht, daß das Viereck rasch zu Stande kommt!"

Während Mansfeld diese Befehle ertheilte, waren seine Leute mit dem Harnisch gekommen und führten das frische Pferd vor. Er ließ sich den Küraß anschnallen, fuhr aber dabei fort, Anordnungen zu treffen. „Gebt uns einen Trunk", rief er seinen Dienern zu: „Bringt Alles, was ihr habt, herbei und vertheilt es unter die Herren! Wir dürften einen heißen Tag haben und Boucquoi wird uns nicht viel Zeit zum Mittagsessen lassen!"

Die Diener flogen. Sie kamen mit Bechern, Flaschen,

*) Historisch.

Brot, Fleisch auf Tellern, Körben, in der freien Hand, wie es der Zufall gab. Alles griff zu.

Mansfeld schwang sich, sowie der letzte Riemen am Harnisch zugeschnallt war, in den Sattel, dann stürzte er rasch einen vollen Becher hinunter. „Ich bin noch nüchtern und wir haben schon wacker gearbeitet", sagte er lachend; „da saugt sich der Wein ein wie der Regen in den dürren Sand. „Noch einen!" Der Diener schenkte wieder voll. „Auf euer Aller Wohlsein, ihr Herren, und auf glückliches Wiedersehen nach der Affaire!"

„Nach dem Sieg!" rief Graf Solms. Sie stießen an und leerten die Becher fröhlich.

Trommelwirbel ertönte jetzt ringsum; Trompeten schmetterten darein. Die Cavalerie jagte im Galopp hinaus auf ihre Posten. Das Fußvolk brach auf verschiedenen Wegen auf. Getümmel und Lärmen überall. — Die Sonne war schon hoch am Himmel, die Hitze groß. Ein dichter Staub wurde von allen Seiten aufgewirbelt. Mansfeld, von zwei Adjutanten und zwei Trompetern gefolgt, ritt an der Colonne hinunter, vor den Ort, um die Anordnungen selbst zu leiten. Er fand die Wagenburg noch nicht so weit in Ordnung, als er erwartete. „Hauptmann Ringhelm", rief er daher einem seiner Begleiter zu, „reitet auf den linken Flügel. Sie sollen ins Teufels Namen eilen, daß sie mit der Wagenburg fertig werden."

Der Hauptmann jagte über das Feld.

Bouequoi's Truppen krönten jetzt sämmtliche Höhen. Eben kam auch Einiges von seinem Geschütz hinter einem vorspringenden nähern Hügel herauf und besetzte denselben. Mansfeld ließ sogleich die zwei kleinen Feldstücke, die einzigen, die er hatte, auf den Hügel richten. „Was wollen wir abwarten, bis sie dort das Maul aufthun!" sagte er

dem Constabler beim Geschütz. „Schickt ihnen einen blauen Brief hinüber, ehe sie ihr Nest gebaut haben!“

Die Kaiserlichen waren eben dabei, ihr Geschütz nach der schwerfälligen und langsamen Weise jener Zeit schußfertig zu machen. In diesem Augenblick donnerte der erste Schuß aus Mansfeld's verschanzter Position, und die Kugel traf so glücklich, daß sie in die Räder eines eben aufgestellten Geschützes schmetterte, sodaß dieses umstürzte.

„Das ist ein guter Anfang“, rief Mansfeld froh, und seine ganze Umgebung jubelte auf. „Nur fortgefahren.“

Auch das zweite Feldstück gab Feuer, und der Schuß riß einige Leute weg! Es wurde auf der Stelle frisch geladen. Doch jetzt war man auf der Höhe auch schußfertig. Es blitzte auf, eine Rauchwolke krönte den Hügel, dann kam der Knall dumpf, feierlich nach, und wenige Secunden später schmetterte eine Kugel auf dem linken Flügel in die aufgestellten Wagen, gerade dahin, wo man noch nicht völlig in Ordnung war. Eine zweite folgte unmittelbar nach. Toben und Geschrei erscholl auf dem Flecke, wo die Kugel eingeschlagen war; die Pferde wurden scheu, sprangen wild durcheinander, und eins der Gespanne flog plötzlich, von den scheugewordenen Rossen pfeilschnell fortgerissen, ins weite Feld hinaus!

„Der Teufel soll die Schurken von Fuhrknechten holen!“ schrie Mansfeld, und ritt selbst nach der Gegend, wo die Lücke in der Wagenburg entstand. Doch schon fuhr ein zweites Gespann unordentlich heraus, und ein drittes gleichfalls, sodaß beide gegeneinander prallten und stürzten. Dadurch kam Verwirrung in die ganze Wagenburg. Gleichzeitig flogen Kugeln und Granaten auch von einer andern Seite hinein, und ein Theil von Boucquoi's Cavalerie brach unversehens zwischen zwei Anhöhen hervor, um den

Angriff auf Mansfeld's aufgestellte Reiter zu machen. So eröffnete sich das Gefecht. *)

## Zwölftes Capitel.

Mansfeld, dessen Auge überall war, flog zum Grafen Solms, der dem Angriff am nächsten hielt. Er befahl ihm, sich den Kaiserlichen entgegenzuwerfen. Im nächsten Augenblick brauste die schwarze Sturmwolke seiner Reiter finster übers Feld. Der Boden dröhnte unter den Hufen und ein dichter Staub wirbelte empor.

Es waren leichte ungarische Reiter, mit denen Boucquoi den ersten Angriff gemacht hatte. Die Mansfelder rasselten wie eine eherne Mauer mit Flügeln, dicht geschlossen in die kecken, aber schlecht geordneten Haufen. Im Augenblick waren diese nach allen Seiten zersprengt. Sie flüchteten quer über Feld und Viele wurden einzeln niedergehauen. Dadurch gerieth aber auch Solms' Reiterei auseinander. Diesen Augenblick nutzte das Regiment Waldstein-Kürassiere und warf sich der Schaar des Grafen Solms in die Flanke. Dieser machte entschlossen Front gegen den neuen Gegner, und es entspann sich ein erbitterter Kampf. Mansfeld selbst sprengte ins Getümmel und leitete das Gefecht. Doch wie tapfer sich seine Reiter schlugen, sie wurden von der Uebermacht zurückgedrängt gegen die Wagenburg. Xaver hielt am linken Flügel, ohne Befehl. Doch da er jetzt das ganze Feld von der feindlichen Reiterei überschwemmt und das Misgeschick der Seinigen sah, nahm er es auf seinen Kopf,

*) Historisch.

ohne Befehl anzugreifen. Er warf sich mit seinem Fähnlein mitten in den Schwarm eines unordentlich angreifenden Haufens wilder Ungarn. Einem eisernen Keil gleich, drang er in geschlossener Schlachtordnung mit seinen tapfern Böhmen mitten in die Feinde ein. Diese schlugen aber wie eine Welle über seinem Haupte zusammen, denn nach einigen Minuten sah er sich von allen Seiten umringt. „Mir nach!“ rief er und zog sein blitzendes Schwert, „hier brechen wir durch!“ Er stürzte sich voran in den wilden Schwarm; den nächsten Führer traf er mit furchtbarem Hieb über den Kopf, daß er, wie vom Blitz herabgeschleudert, vom Pferde stürzte. An ihm vorüber sprengte er in die dichteste Schaar; seine Leute folgten. Es gelang ihnen, wieder freies Feld zu gewinnen, und sie jagten auf den Flügel der Wagenburg zu, um daselbst wieder ihre Stellung einzunehmen.

Die Musketiere, die dort ihren Stand hatten, thaten wacker ihre Schuldigkeit. Sie nahmen die Reiter auf und empfingen den nachjagenden Feind mit einer donnernden Salve, die Roß und Mann in großer Zahl niederstreckte.

Jetzt war das Handgemenge ganz allgemein. Boucquoi hatte einen Angriff durch seine Lanzenknechte zu Fuß befohlen, um sich zwischen die Wagenburg und den Flecken zu werfen, und so den Truppen Mansfeld's in den Rücken zu fallen. Dieser sah die Gefahr. Sogleich beorderte er Hayd, mit seinen Leuten die bedrohte Communication zu decken; und zweihundert Mann Fußvolk mußten in den Flecken selbst zurück, um diesen zu schützen.

„Ich dachte nicht, daß Boucquoi so weit kommen sollte, bevor Hohenlohe heran ist“, sagte er zu dem Oberstwachtmeister Carpezo, der an seiner Seite ritt.

„Brennt es nicht dort?“ fragte dieser statt der Ant-

wort, und deutete mit der Hand auf ein Dach von Groß-Lasken.

„Alle Teufel, ja! Sie müssen Granaten in das Nest geworfen haben“, rief Mansfeld. „Wenn jetzt Hohenlohe nicht bald kommt, brennt uns hier der Kohl an! Er könnte schon hier sein!“

„Wenn er wollte!“ summte Carpezo in den Bart.

„Wenn er wollte? Ihr glaubt doch nicht, daß er ausbleibt? Während ich, um ihn nicht preiszugeben, hier das Gefecht angenommen habe?“

Carpezo strich sich den Knebelbart und schwieg. Aus Mansfeld's Auge leuchtete ein furchtbarer Blitz auf.

Allein es war nicht viel Zeit, Betrachtungen anzustellen. Der Augenblick drängte zu heftig. Der Feind hatte wirklich Granaten bis in den Flecken geworfen, was bei der Entfernung seines Geschützstandes fast unglaublich schien. Die gewaltige Hitze und lange vorhergegangene Dürre machten, daß das Holzwerk der Dächer auf der Stelle Feuer fing. Schon stieg die Flamme hoch aus den Hauptgebäuden auf.

Mansfeld ritt selbst zu dem Fußvolk, das sich nach dem Flecken zurückwarf, heran und gab seine Befehle. Sie sollten die Kriegskasse, die sich dort in der Nähe seines Quartiers befand, decken, und den Wagen mit Geld sogleich auf der Straße nach Thein abfahren lassen.

Inzwischen wurde der Stand des ganzen Gefechtes immer schlimmer. Durch die gleich anfangs entstandenen Lücken in der Wagenburg war der Feind eingedrungen. Er schlug sich mit den Musketieren Mann für Mann. Die Cavalerie Mansfeld's war nicht mehr beisammen, sondern hieb sich hier und dort mit den Gegnern herum; zwar meist siegreich, doch ohne den Erfolg nutzen zu können, da in die Stelle der geworfenen Truppen immer neue einrückten.

Mansfeld ließ zum Sammeln blasen; er raffte von Reitern auf, was er vermochte, um noch einmal in Masse mit ihnen anzugreifen, in der Hoffnung, die Küraſſiere zu werfen und so Boucquoi zu zwingen, auch seine Infanterie von dem Angriff auf Groß-Lasken zurückzuziehen. — Er selbst stellte sich an die Spitze der Leute. Die muthvolle eiserne Schaar stürmte wie die Windsbraut übers Feld in die dicht geschlossenen Linien der Küraſſiere. Graf Albrecht Wallenstein, der sie führte, hielt mannhaften Stand. Dennoch durchbrach Mansfeld die Reihen und die Küraſſiere wurden nach allen Seiten geworfen. Das Gefecht konnte jetzt eine glückliche Wendung nehmen.

„Nun in die Infanterie eingehauen", rief Mansfeld mit seiner Löwenstimme; „Hayd und Nechodom! Haltet euch scharf an mich!"

In geschlossener Linie, im wilden Anlauf sprengten die Reiter nach dem Ziel, das ihnen Mansfeld's Degenspitze wies. Doch in dem gleichen Augenblick warfen sich die Dragoner Boucquoi's, die er bisher noch vom Gefecht zurückgehalten und hinter einer Anhöhe aufgestellt hatte, auf die Cavalerie Mansfeld's und bedrohten sie in der linken Seite. Zum Glück hatte Mansfeld, dessen Auge überall auf dem Schlachtfelde umherblitzte, das drohende Unheil rechtzeitig erkannt. Er ließ eine Schwenkung machen, um Front gegen die Dragoner zu gewinnen. Doch die Bewegung wurde schlecht ausgeführt; die Vordersten hörten weder das Commando noch das Trompetensignal.*) Die Masse brach sich, ein Theil jagte auf die Infanterie Boucquoi's zu, der andere warf sich gegen die Dragoner. Diese, frisch im Gefecht, mußten schon durch

*) Historisch.

übergewaltige Masse siegen. In fünf Minuten war die ganze Mansfeld'sche Cavalerie überflügelt, in Flanke und Rücken genommen. So entstand ein Kampf der wüthendsten Erbitterung, der Verzweiflung. Pardon wurde bei dem gegenseitigen Haß der durch fanatischen Religionseifer entflammten Leute nicht gewährt und nicht gefordert. Jeder Einzelne für sich kämpfte um sein Leben. Mansfeld schrie den Leuten zu: „Mir nach, hier sind sie am dünnsten, hier haut euch durch!" Er warf voranstürmend seinen Rappen mitten in die Feinde. Der feurige Andalusier, an Kraft und Gewandtheit den Thieren der gemeinen Reiter weit überlegen, brauste so gewaltig in die Reihen, daß er gleich zwei Reiter sammt den Pferden niederrannte, von denen einer noch einen dritten mit zu Boden riß. Mansfeld sprengte durch! Xaver war der Nächste nach ihm und drang mit ihm in die Lücke ein. Sein Fähnrich Culmbach deckte ihn gegen den Hieb eines Dragoners, doch in gleichem Augenblick stieß ein Anderer dem jungen Tapfern das breite Schwert mitten durch den Leib; mit lautem Aufschrei stürzte er vom Pferde. Es fuhr Xaver wie ein Dolchstoß durchs Herz; allein er hatte nicht viel Zeit, sich nach dem gefallenen Freunde umzuschauen, denn eben wurde Mansfeld's Haupt wieder durch einen furchtbaren Hieb bedroht. Xaver stieß dem Dragoner sein Schwert durch die Kehle; doch gleichzeitig fühlte er es wie einen Keulenschlag von hinten her auf den Kopf, daß er betäubt Schwert und Zügel fallen ließ. Noch einige mal schwankte er im Sattel hin und her, dann stürzte er halb vom Pferde, halb wurde er von der umdrängenden Masse hinabgerissen. — — —

— — Mansfeld, der nur vorwärts stürmte, sah nicht, was hinter, was neben ihm vorging. Er wollte

nur Bahn brechen. Es gelang. Die Seinigen waren hart an ihm. Sie trieben einen Keil durch die Mauer der Gegner. Als diese einmal durchbrochen war, flutete die Masse gewaltig nach. „Freies Feld!“ rief Mansfeld aufathmend, als er hindurch war, und spähte umher, wie er mit der Cavalerie wieder zu seiner Infanterie und der Wagenburg gelangen könne. Die Flammen der brennenden Dächer von Groß-Lasken und die dicken, schwarzen Rauchmassen, die sich von dort her langsam hinüberwälzten, gaben ihm die Richtung an. „Vorwärts!“ rief er, „mir nach!“ Und in zwei Minuten erreichte er sein Ziel.

Mit Jubel wurde er begrüßt! Den selbst hart Bedrängten kehrte der Muth zurück als sie ihren Feldherrn erkannten. Er gewährte einen furchtbaren, aber das Soldatenherz wild begeisternden Anblick! Gesicht und Körper waren mit Blut überströmt, das aus drei Wunden quoll, von Stirn, Arm und Brust. Er achtete dessen nicht.

„Heda, meine Jungen!“ rief er die Musketiere mit freudigem Tone an; „haltet euch brav und gebt es ihnen wieder.“ An ihrer Front hinunterjagend mitten im Kugelfeuer, rief er ihnen Muth ins Herz. „Der Entsatz muß gleich da sein! Nur noch festgehalten, Kinder! In einer Viertelstunde, denke ich, geht's den Kaiserlichen schlimmer als uns jetzt.“

An diesem Punkte war noch einige Festigkeit in den Truppen. Auf beiden Flügeln sammelten sich die versprengten Reiter wieder an und ordneten sich zu einem neuen Angriff.

Mansfeld's Offiziere drangen in ihn, sich verbinden zu lassen. Er wies es zurück. „Pah! Hautritzen!“ — Doch der Feldscheer bestand auch darauf: „Bei der Hitze und Arbeit kann Euch der Blutverlust das Leben kosten!“

„Ich bin kein Muttersöhnchen!“ fuhr Mansfeld ihn rauh an. Der alte Mann ließ sich aber nicht abweisen. Die Offiziere ebenfalls nicht.

„Wenn Ihr uns fehlt“, murmelte der alte Carpezo leise, „verlieren die Leute den Muth und wir sind Alle beim Teufel!“

Mansfeld gab endlich nach. Hinter einem Bagagewagen, der einige Deckung gegen die Kugeln gewährte, ließ er sich einen nothdürftigen Verband anlegen.

„Wo ist Hauptmann Nechodom?“ fragte er während dessen. „Du rittest an seiner Seite, als wir durchbrachen“, redete er einen Reiter an, der dem Doctor behülflich war.

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Ich sah, daß sie ihn vom Pferde rissen“, antwortete er.

„Und kamst ihm nicht zu Hülfe?“ fragte Mansfeld finster.

„Ich war schon abgedrängt und hatte mir drei Dragoner vom Leibe zu halten.“

„Ist er wirklich vom Pferde gerissen? Ist er gefangen? Oder ist er niedergehauen?“ wiederholte Mansfeld seine Fragen hastig.

„Ich habe nichts weiter von ihm gesehen“, war die Antwort.

Mansfeld sah finster aus, aber er schwieg. — „Jetzt laßt mich wieder aufsitzen“, befahl er. Es wurde ihm ein anderes Pferd, das eines gemeinen Reiters, vorgeführt. — „Wo Teufel habt ihr meinen Rappen?“

„Er ist verwundet; zwei Kugeln im Kreuz. Das Thier ist matt vom Blutverlust!“ antwortete der Reitknecht.

„Hm!“ murmelte Mansfeld. „Unbrauchbar?“ — Doch er sagte kein Wort weiter, sondern schwang sich auf das gewöhnliche Reitpferd.

Carpezo hatte den Tausch angeordnet; der Rappe war verwundet, aber wäre doch noch brauchbar gewesen. Allein das Gefecht nahm eine Wendung, wo es allzu gefährlich für den Feldherrn sein konnte, als solcher erkannt zu werden.

Jetzt hätte ihn auch Niemand mehr erkannt. Den Hut, der ihm auf den Verband nicht paßte, hatte er mit einer Feldmütze vertauscht, den spanischen Mantel schon zu Anfang des Gefechts wegen der Hitze abgeworfen. Sein Lederkoller war wie das eines andern Reiters, überdies von Blut und Staub ganz besudelt. Ingrimm in den Zügen, durch die Blutstreifen und Tropfen auf Stirn und Wangen eine furchtbare Gestalt, ritt er auf eine freie Stelle, um das Gefecht zu übersehen. „Sie wehren sich wie die Löwen", sagte er, da er sah, wie seine Leute Stand hielten, und welche Unordnung auch bei dem Feinde herrschte. „Wir sind, hol' mich der Teufel, eines bessern Schicksals werth, als wir haben werden! Hohenlohe! Hohenlohe!" murmelte er zwischen den Zähnen. — „Die Wagenburg ist nicht mehr zu halten", sagte er nach einigen Augenblicken, während welcher er das Schlachtfeld nach allen Richtungen scharf gemustert hatte.

„Reitet zum Oberst Carpezo", befahl er einem seiner Adjutanten, „er soll sich in den umzäunten Garten dort nach der Stadt zu zurückziehen und sich darin vertheidigen, solange er einen Schuß Pulver hat. Vielleicht kommt doch noch Hülfe!"

———

# Dreizehntes Capitel.

---

Der Offizier flog hinüber. Die befohlene Bewegung wurde sofort ausgeführt. Gerade im rechten Augenblicke, denn der Feind drang schon von drei Seiten in die Wagenburg und die Leute wären dort halb erdrückt, ohne sich bewegen zu können, sämmtlich niedergemetzelt worden.

Mansfeld wandte eben sein Pferd, als ein junger Offizier von dem Flecken her auf ihn zusprengte und dicht an ihm hielt: „Teufel! Kommt Ihr aus der Hölle?" rief ihn der General an. „Ihr seht ja aus wie ein Essenkehrer des Satans!"

Der Offizier war ganz von Ruß und Rauch geschwärzt, sein Wams voll Brandflecken, sogar glimmende Funken hingen noch an seinem Filzhut.

„General, der Brand in der Stadt nimmt überhand! Euer Quartier ist in äußerster Gefahr. Wir können uns keine halbe Stunde mehr halten!"

Mansfeld runzelte die finstre Stirn noch finstrer. „Jagen Euch die Kaiserlichen aus dem Hasenlager?" fragte er spöttisch.

„Und die Flammen!" antwortete der Offizier fest, halb trotzig.

Der General maß ihn mit einem langen Blick. „Laßt sehen, ob ich feuerfester bin als Ihr! Ich will mich selbst ins Nest werfen und es halten, solange ein Platz darin ist, wo man Athem schöpfen kann!"

„So ist Eile nöthig, General", antwortete der Offizier,

„denn die Verbindung zwischen hier und der Stadt wird bald abgeschnitten sein.“

„Meint Ihr? Junker Vorlaut“, fuhr ihn Mansfeld an. „Ich denke ich sehe mich selbst um nach den Dingen, die ich wissen muß! Hättet wol Lust, den General zu spielen!“

„Hm? Warum nicht?“ entgegnete der junge Mann. „Wenn auch heute nicht viel in dem Glückspiel zu gewinnen ist!“

Mansfeld antwortete nicht, aber man sah ihm an, daß die kecken Antworten und militärisch tüchtigen und einsichtigen Aeußerungen des Offiziers ihm gefielen. „Zum Sammeln blasen!“ rief er seinen Trompetern zu.

„Wartet hier;“ befahl er dem Offizier, „berichtet dem ältesten Offizier, der hier eintrifft, daß er sich mit der ganzen Cavalerie, die sich hier sammelt, in die Stadt vor mein Quartier ziehen soll! — Ich bin sogleich wieder hier. Es soll aber nicht auf mich gewartet werden, sondern Ihr handelt nach den Umständen!“ Nach diesen Worten gab er dem Pferde die Sporen und jagte zu Carpezo hinüber, der eben den Garten besetzen ließ und die Leute zur Vertheidigung des Plankenzauns ordnete.

„Holla! Alter!“ rief Mansfeld ihn an.

„General!“ erwiderte Carpezo, und ritt auf ihn zu.

„Gebt mir die Hand, Alter“, sagte Mansfeld, und streckte ihm seine Rechte entgegen.

„Hm!“ brummte der Oberstwachtmeister, dem das Ding seltsam vorkam.

„Carpezo! Ihr steht hier auf einem ziemlich verlornen Posten. Ich werde sogleich auch einen besetzen. Hauptsächlich wollte ich Euch selbst meine Instruction bringen, und dann gelegentlich auch Lebewohl sagen; man weiß heut

nicht recht, ob und wo man sich wiedersieht. Ihr müßt Euch hier halten, solange Ihr einen Schuß thun könnt."

„Versteht sich", nickte der Graubart.

„Ich werfe mich mit den Reitern in die Stadt und halte die, bis .... bis Hohenlohe kommt", knirschte er ingrimmig heraus.

„Was!" fuhr Carpezo auf. „Warum nicht gar bis an den Jüngsten Tag! General! Ich hoffe, Ihr zieht ab, mit Allem, was Ihr retten könnt!"

„Seht doch! Ich glaube der Alte befiehlt mir!" warf Mansfeld ihm in die Rede. Doch Carpezo fuhr ohne sich zu unterbrechen fort:

„Ich halte Euch die dort", er zeigte auf den Feind ihm gegenüber — „noch eine Stunde vom Leibe. Wie Ihr Euch gegen die da drüben", er deutete auf die Höhen jenseit der Stadt — „durchschlagen könnt, das ist Eure Sache! Aber Ihr müßt, so rasch Ihr könnt, die Straße auf Thein gewinnen!"

„Und soll Euch hier preisgeben?"

„Ist's besser, wenn Ihr Euch zugleich mit preisgebt?" fragte Carpezo.

„Hohenlohe ist ein ....", begann Mansfeld mit zucken den Gesichtsmuskeln; doch das Wort erstickte in seinem Zorn.

„Und Ihr handelt nicht viel besser wie er, wenn Ihr nicht aus dem Schiffbruch rettet, was zu retten ist", polterte Carpezo zürnend.

„Lebt wohl, Alter! Jeder von uns wird seine Schuldigkeit thun", erwiderte Mansfeld mit gewaltsamer Zusammenraffung. Dabei faßte er Carpezo's Hand noch einmal, schüttelte sie ihm derb und jagte davon.

„Hm!" murmelte dieser, indem er ihm nachsah. „Es

ist mir lieb, daß er mir noch Lebewohl sagen wollte. Wer weiß ... aber zu weichherzig ist er doch!" Dabei wischte er sich mit dem Aermel übers Gesicht, wandte sich dann zu den Soldaten um und rief mit zorniger Stimme: „Nun, Bursche! Rührt die Knochen! Noch nicht aufgestellt? Euch soll das Wetter treffen!" Und er mischte sich hastig unter sie.

Die auf dem Schlachtfelde zerstreut fechtenden Reitertrupps hatten sich indessen gesammelt. Sie wollten eben aufbrechen, ohne wie Mansfeld's Ordre gelautet hatte, ihn abzuwarten.

Jetzt setzte er sich selbst an ihre Spitze. Die Verbindung mit Groß-Lasken war schon hart bedroht, durch die Feuersbrunst und durch den seitwärts anrückenden Feind. Wollte man den Flecken gewinnen, was für den Rückzug nach Thein unerläßlich war, so galt es die höchste Eile. Der Ort stand halb in Flammen, besonders nach der Seite der Wagenburg zu, von welcher die Cavalerie hinein mußte. Jenseits, unter dem Winde, war der Platz noch zu halten. Möglich war es auch noch, zwischen den brennenden Gebäuden nach der andern Seite der Stadt durchzudringen, aber gefährlich; denn Rauch, Aschenstaub, Funken und glühende Kohlen umwirbelten die im Galopp hineinsprengenden Reiter.

„Dort Kugelregen, hier Kohlenregen", warf Mansfeld, zu seinen nächsten Begleitern gewandt, scherzend hin, um ihre düstre Stimmung aufzuheitern. „Ich weiß nicht, ob mein Koller morgen mehr Blutflecken oder mehr Brandflecken haben wird!"

Die Wolken von Dampf- und Aschenstaub, die der Wind durch die Lüfte jagte, wurden so dicht, daß man kaum vor sich sehen konnte; Funkenschwärme sprühten um-

her; die Luft glühte wie in einem Ofen. Man vermochte kaum noch zu athmen.

„Es war beim Teufel nicht nöthig, an einem so heißen Junius-mittage so einzuheizen", sprach Mansfeld wie zuvor, indem er sich die Funken vom Wams schüttelte und klopfte.

„Ah! — Nun athmen wir wieder." Die vordersten der Reiter hatten jetzt die enge Hohlkehle der gefährlichsten Gasse hinter sich und gelangten in den freiern Theil des Orts, gegen den Markt zu, wo des Generals Quartier lag. Da sprengte ihnen von dort her ein Trupp Reiter entgegen und der Führer winkte schon aus der Ferne mit dem Degen, daß die Kommenden sich zurückziehen möchten. Einzelne Reiter folgten dem Trupp nach.

„Was soll das?" fragte Mansfeld gegen seine Umgebung gewandt. „Sollten die dort ...."

Der Führer, ein Hauptmann, jagte heran. „General", meldete er diesem, „das Oberthor ist von den Kaiserlichen gestürmt; nur hier die Gasse zu Eurer Rechten gestattet noch einen Ausgang aus dem Orte. Flüchtet dort hinaus!"

Mansfeld's Auge funkelte. „Ist mein Quartier genommen?"

„Die Wagen, die Bedeckung, Eure Dienerschaft, Alles ist dort hinaus geflüchtet", meldete der Hauptmann.

„Und wir sollten davonreiten wie die Hundsfötter? Den braven Carpezo und die Musketiere im Stich lassen? Lieber lasse ich mich hier ...."

„General", rief der Hauptmann, „erhaltet Euch für uns Alle! Der Ort ist nicht mehr zu behaupten. Drei Regimenter rücken auf das Oberthor an, zwei haben sich zwischen die Stadt und die Wagenburg geworfen; wir konnten sie noch eben von den Höhen herabstürmen sehen. Der Weg ist hinter Euch und vor Euch abgeschnitten. Ein Re-

giment Ungarn zieht schon quer über die Felder, um die Westseite des Fleckens, die Straße nach Thein zu besetzen."

Auf diesen Bericht hin umdrängten höhere und niedere Offiziere den General. Sie beschworen ihn, den Ort zu verlassen, die Schlacht aufzugeben und zu retten, was noch zu retten möglich war.

„Vor allem denkt an Euch selbst, denn mit Euch sind wir Alle verloren!" rief ein alter Hauptmann, der mit blutender Stirn ohne Helm herangeritten war.

Mansfeld kämpfte einen furchtbaren Kampf. In diesem Augenblick sprengte der Rheingraf mit dem Obersten Schlammersdorf aus der Gasse, die nach der theiner Landstraße führte, heran. Der Rheingraf rief laut: „Hier heran! Eilig angeschlossen, sonst werden wir abgeschnitten!" Jetzt erkannten beide Reiter den Feldherrn.

„General", rief der Rheingraf, „folgt uns, sonst sind wir Alle gefangen. Sie werfen sich schon quer über Feld, auf die Straße nach Thein. Wir werden uns auch dort vielleicht durchschlagen müssen."

Schlammersdorf und der Hauptmann Hayd — der Letzte war dort hinaus recognosciren geritten — bekräftigten, was der Rheingraf sagte.

„Nun denn", rief Mansfeld und zeigte mit dem Schwert vorwärts. „So wollen wir uns dort durchschlagen. Aber lebendig bekommen sie mich nicht!"

Er setzte dem Pferde die Sporen ein und jagte mit verhängtem Zügel die Gasse hinauf. Der Rheingraf und Schlammersdorf an seiner Seite.

Im wilden Ritt löste sich ihm der Verband um die Stirn und hing ihm über das Gesicht hinunter; er warf ihn mit der Mütze zugleich ab. Das Blut drang wieder frisch aus seinen Wunden und floß über Stirn und Wangen.

den Koller mit Brandflecken übersäet und durchlöchert, blutbespritzt, staubbedeckt, das Angesicht von Rauch geschwärzt, vom struppig wilden Haar umstarrt, Zornblitze in den Augen, ritt er Allen voran, eine furchtbare Rächergestalt, entschlossen Allen, die ihm folgten, die Bahn zu ertrotzen, oder mit Allen unterzugehen. Ihm nach rasselte die eiserne Schaar, im Sturmritt aus dem Flecken. Hinter ihnen schlug die Lohe empor; die Feuerzungen leckten wie zischende Schlangen aufgebäumt, in die Lüfte und weckten den Sturm. Er sauste mit breiten Flügeln daher, drückte die Wogen des Flammenmeers nieder, jagte Funkenströme und Aschenwirbel um die Häupter der Davonsprengenden, und wälzte schwere Rauchwolken über sie hin durch den Himmel, daß die Sonne sich verfinsterte und nächtliches Schattendunkel die Erde umhüllte. — —

— — Carpezo hatte sich mit den Musketieren, Lanzenknechten und Allem, was er an Truppen zusammenraffen konnte, in dem Garten festgesetzt. Jeden Angriff der Kaiserlichen schlugen die Tapfern unermüdlich zurück. Doch bald wurden sie durch andere Kräfte als die feindlichen Kugeln in die drangvollste Lage gebracht. Boucquoi, der von einer Anhöhe den Gang des Gefechtes beobachtete, ließ Brandkugeln gegen den Gartenzaun werfen. Die hölzernen Planken und Bretter, durch die lange Hitze gedörrt, fingen sogleich Feuer. Carpezo's kaltblütiger Muth verließ ihn nicht. Aus zwei Cisternenbrunnen im Garten selbst und aus dem Brunnen des Gehöfts, zu dem er gehörte, ließ er Wasser in Helmen und Pickelhauben herbeischleppen, und es gelang den Brand immer wieder zu löschen, wie oft er auch neu entzündet wurde. Allein das Feuer griff die Tapfern bald auch im Rücken und mit gewaltigerer Macht an. Es waren die brennenden Häuser von Groß-Lasken (denn jetzt

standen auch die äußersten in Flammen), die durch Glut und Rauch die Kämpfenden in verzweifelnde Lage brachten. Die Luft glühte, die Hitze der Mittagssonne und der Flammen vertrocknete Zungen und Kehlen. Mitten in dieser Qual kämpften die Wackern mit zäher Hartnäckigkeit, unerschüttert von dem Kugelregen, den Boucquoi's Infanterie und die Artillerie von den Höhen auf sie niedersandte.

„Haltet nur noch eine Stunde aus", ermahnte Carpezo die ächzenden Leute, in deren Reihen er auf- und niederging, sich selbst jeder Beschwerde und Gefahr preisgebend.

„Eine Stunde! So sind wir entsetzt! — Ich habe nochmals drei Boten an den Grafen Hohenlohe geschickt. Einer wird ihn doch erreichen. Und er muß seit zwei Stunden das Krachen der Geschütze hören. Er kommt zuverlässig!"

Carpezo sagte, was er selbst nicht glaubte. Er verbarg seine Hoffnungslosigkeit und seinen Ingrimm, um den Muth der Kämpfenden aufrecht zu erhalten.

Dies einzige Mittel war noch das mögliche; diese einzige Rettung die denkbare. Sonst keine! Die rings von Kugeln und Flammen Umdrängten fochten wie im Rachen der Hölle. Die Glut der Luft dörrte sie aus. Die Flammensäulen der brennenden Planken stiegen vor ihnen empor, ein Feuermeer wogte hinter ihnen; selbst aus den Lüften stürzte der Feuerregen nieder. Zum Glück hüllte das grauenhafte und trostlose Schauspiel des Gefechtes im Ganzen, das ihnen jeden Funken der Hoffnung geraubt haben würde, sich so in Rauch, Qualm und Staub, daß sie so gut als nichts davon wahrnahmen. — Mit eisernem Muthe fochten sie bis in die vierte Stunde des Nachmittags. Zwei mal ließ Boucquoi sie durch einen Trompeter

auffordern, sich zu ergeben. Der Graubart Carpezo erwiderte nichts als sein italienisches, kurzes „No!“ und blickte stolz und freudig dabei unter seine Krieger umher, die ihm zujauchzten. Und immer von neuem begann der Kugel- und Feuerregen.

Da versiegten endlich die Brunnen; der brennende Zaun ließ sich nirgends mehr löschen! Die Kämpfer sanken, ohne getroffen zu sein, von Glut und Arbeit erschöpft, zu Boden. Sie erstickten schon fast im Rauch, der sich von der Stadt her über die ganze Fläche der Felder lagerte und sich mit dem schweflichten Pulverdampf mischte. Der letzte Sonnenblick der Hoffnung erlosch!

Jetzt riß Carpezo dem Fahnenträger der Musketiere die Fahne aus der Hand, sprang damit auf einen Stein und rief, das Banner hoch emporhaltend: „Schaart euch um mich her. Wir machen einen Ausfall! Wir brechen durch! Im Muth ist Rettung!“

Eine kleine Schaar versammelte sich um den Führer; die Anderen vermochten es nicht mehr! In diesem Augenblick ertönten die Trommelwirbel der Kaiserlichen zum allgemeinen Sturm gegen den Garten. Eine Salve aus allen Geschützen und ein schmetterndes Musketenfeuer prasselte gleichzeitig über das kleine Häuflein her.

„Feuer, und dann im Sturmschritt vorwärts“, rief Carpezo und sprang mit der Fahne vor. „Feuer!“ das Commando erscholl, — doch nur einige vereinzelte Schüsse fielen. Nur Wenige hatten noch Pulver und Kraut gehabt. Sie schossen schon mit den Knöpfen, die sie sich vom Wams geschnitten! *)

---

*) Historisch.

Nochmals ertönte vor Beginn des Sturmes der Trompetenstoß, der zur Ergebung aufforderte.

Jetzt erst, da Carpezo sah, daß er waffenlos war gegen den Angriff, sprach er sein finsteres „Si!“ vor sich hin, schlang sein Taschentuch um die Degenspitze und ließ es als bejahendes Zeichen der Unterwerfung flattern.

Im Augenblick schwieg das feindliche Feuer.

Die Tapferen waren Gefangene; ihr Führer mit ihnen. — — — Das war der Ausgang des mörderischen Gefechtes von Groß-Lasken, durch ausharrenden Muth den größten Kriegsthaten beizugesellen, durch die Folgen den wichtigsten. Denn hier war der Wendepunkt des böhmischen Waffenglücks. Mansfeld, verlassen von eigensinnigen, eifersüchtigen oder muthlosen Mitführern, konnte Boucquoi's Vordringen nach Prag nicht mehr hemmen; damit brach die Brücke der Sicherheit hinter Thurn ein, dessen schwellender Heeresstrom schon bis an die Mauern Wiens gedrungen war. Er mußte den Sieg lassen, den er dort schon in Händen hielt!

Unwahrnehmbar wie die Wasserscheide der Ströme ist oft der Scheidepunkt der Weltgeschicke. Und doch wendet sich ihre mächtige Flut von dort so plötzlich andern Gebieten zu! Nur die Breite eines Strohhalms trennt die Herrschaft unermeßlicher Meere, entscheidet zwischen Glanz und Untergang der Völker!

# Dreizehntes Buch.



# Vierzehntes Capitel.

---

Ein Theil der dreißig Directoren, welche seit dem Aufstande an der Spitze der Regierung Böhmens standen, hatte sich nebst einigen anderen böhmischen Großen und höheren Beamten zu einer vertraulichen Berathung im ständischen Saale auf dem Hradschin versammelt. Es war schon spät am Abend und völlig dunkel. Kerzen beleuchteten den Sitzungstisch, doch ließen sie den entfernten Theil des Saales im Halbdunkel.

Capliez von Sulewicz führte, als der Aelteste an Jahren, den Vorsitz in der Versammlung. Graf Andreas von Schlick, Budowa, Olbramowitz, Jessenius von Jessen, Martin Frühwein als Schriftführer und einige Andere waren zugegen. Die Verhandlungen betrafen den wichtigsten Gegenstand, die Wahl eines künftigen Oberhauptes für Böhmen. Daß die jetzige Art der Regierung nicht bleiben könne, darüber war man einig. Die Eifersucht der Einzelnen aufeinander hätte es nie zu einer ruhigen Führung des Steuers, wie das Glück des Landes sie fordert, kommen lassen. Auch darüber war man so gut als einig, daß Erzherzog Ferdinand nicht länger Böhmens König sein könne; nur Wenige widerstrebten dem noch, doch hielten sie sich still

zurückgezogen und ließen ihre Ansicht nicht laut werden. — Endlich war auch die Meinung überwiegend, daß man keinen der böhmischen Großen auf den Thron berufen wolle, weil zu Viele gleich berechtigt waren, die aufeinander neidisch werden und einem Erwählten ihres Gleichen schwerlich willigen Gehorsam geleistet haben würden. Einem fremden, angesehenen Fürsten waren Alle gleichmäßig bereit, sich zu unterwerfen. Es handelte sich also nur noch darum, wer sollte es sein, dem man das Glück eines so reichen, schönen Landes, eines so edlen, mächtigen Volkes anvertrauen wollte? Freilich konnte man für jetzt nur einen vorläufigen Beschluß fassen, da man auch der Zustimmung dessen gewiß sein mußte, dem man die glanzvolle, reiche Gabe darbieten wollte; denn es war nicht ohne Gefahr sie anzunehmen. Auf vier der Fürsten Europas richtete sich das Augenmerk vorzugsweise. Auf den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der als Oberhaupt der protestantischen Union und Schwiegersohn König Jakob's des Ersten von England ein großes Gewicht von Macht und Ansehen in die Wagschale zu legen hatte; — auf den Kurfürsten Georg Johann von Sachsen, der für den mächtigsten protestantischen Fürsten galt; auf den König Christian den Vierten von Dänemark und auf den Herzog von Savoyen, für den besonders Graf Mansfeld seinen Einfluß verwendete.

Ueber alle diese war in der Versammlung bereits gesprochen. Der Herzog von Savoyen hatte geringen Anhang gefunden. Ebenso Christian der Vierte. Zwar sei er gut protestantisch und ein Mann von Macht und Gesinnung, allein sein Reich liege zu weit von Böhmen; er könne nicht beide Kronen vereinen, ohne beide zu gefährden. Gegen den Kurfürsten von Sachsen erhoben sich viele Stimmen. Er war ein eifriger Lutheraner, doch kein Freund der

Böhmen. Man hatte in der Stille geforscht, und wollte wissen, er werde die Wahl, wenn sie auf ihn falle, gar nicht annehmen.

Für Friedrich von der Pfalz zeigten sich die Meisten geneigt. Eben war er der Gegenstand der Besprechung. Wenige nur wußten, was zur Ermittelung der Gesinnung dieses Fürsten geschehen war. Budowa's Besuch des pfälzischen Hofes kannten nur die Vertrautesten; von ihnen war sein Auftrag dazu ausgegangen. Ueberdies hatte man aus verschiedenen Kreisen ähnliche Erforschungen in der Stille, sowol am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz wie an dem Georg's von Sachsen vorgenommen.

Caplicz von Sulewicz gehörte zu Denen, welche des Kanzlers Reise kannten; er hatte mit Kummer vernommen, daß Friedrich nicht so bereitwillig sei, das gefahrvolle Amt zu übernehmen, als man wünschte. Sein versöhnlicher Sinn versuchte daher noch ein Wort zu Gunsten des gegenwärtigen Königs von Böhmen.

„Edle Herren", sprach er, „so Schweres wir uns von König Ferdinand zu gewärtigen hatten, der unseres Glaubens nicht ist, so denke ich doch, daß die Zeit und Erfahrung ihn anders gestimmt haben werden. Wäre es also nicht dennoch besser, wir versuchten aufs neue uns mit ihm zu vereinigen. Noch ist er unser König ...."

„Aber er darf es nicht bleiben", fiel Olbramowitz ihm entschieden ins Wort, „sonst sind alle unsere kühnen Thaten, alle unsere Kämpfe und Siege vergeblich gewesen."

„Sie versprechen uns die günstigsten Bedingungen von ihm", erwiderte der Greis; „und sie werden ihm zur Lehre gedient haben", setzte er milde hinzu.

„Nimmermehr!" rief Olbramowitz noch heftiger, und viele Stimmen erhoben sich mit der seinigen durch den

Ruf: „Nein! Nicht Ferdinand! Kein Habsburg! Kein Katholischer!“

„Nein, Freunde, glaubt nimmermehr an aufrichtige Versöhnung“, nahm Olbramowitz wieder das Wort, als die Ruhe sich hergestellt hatte. „Ein Weilchen möchte es gehen, scheinbar! Aber nicht zwei Jahre würden verstreichen, so herrschten wieder der Mönch und der Jesuit hier, und unser Gewissen würde in Zwang gelegt wie bisher!“

„Doch“, wandte Caplicz mit gemäßigtem Tone ein, „ist fast keine Hoffnung vorhanden, daß der Kurfürst von der Pfalz unser Erbieten annehmen werde!“

„Doch doch! Er wird!“ entgegnete Olbramowitz, der zwar von des Kanzlers Reise, aber nicht von seinem Auftrag wußte. „Ich habe Freunde gesprochen, die von Heidelberg kamen. Der junge Kurfürst ist ganz von Eifer beseelt für unsere Sache!“

Budowa schwieg. Caplicz wandte sich zu ihm: „Auch Ihr, Herr Kanzler, seid kürzlich am Rhein gewesen und habt manche Freunde dort, was meint Ihr darüber?“

„Soweit ich erfahren konnte“, nahm der Gefragte das Wort, „doch es ist schon etliche Wochen her, ist der Kurfürst Friedrich allerdings unserer Sache wohlgeneigt, doch soll er geäußert haben, er werde sich nicht thätlich einmischen. Unsere Sache sei eine rein böhmische!“

„Ist sie nicht Sache der Religion?“ fragte Berka von Duba lebhaft; „müssen nicht die Protestanten, die Lutherischen zu uns halten?“

„Muß nicht die Union sich unserer annehmen?“ fiel Olbramowitz ein, „und ist Kurfürst Friedrich nicht ihr Oberhaupt?“

„Soviel sie konnte, hat sie es ja schon gethan, da sie

uns den Grafen Mansfeld mit seinem Heer zur Hülfe sandte", meinte Caplicz.

„Der Graf ist freiwillig in unsere Dienste getreten", wandte Berka von Duba ein.

„Verzeiht, nicht so ganz, wenn auch die öffentliche Form so lauteie", antwortete Caplicz.

„Was Form! Hin und her! Ich sage Euch, der Kurfürst Friedrich nimmt unsern Antrag an!" behauptete Berka entschieden.

„Wenigstens", bemerkte Wilhelm von Lobkowitz, „habe ich einen Brief seines ersten Raths, Ludwig Camerarius, gesehen, der sehr zu unsern Gunsten spricht."

„So ist es; die Sache lag uns anfangs nicht ganz günstig", nahm der Kanzler und Rector des Carolinums, der berühmte Arzt Jessenius von Jessen, das Wort; „allein die Ansichten haben sich geändert. Die Frage ist in den letzten Wochen viel am pfälzischen Hof verhandelt worden. Das religiöse Gewissen des Kurfürsten hat entschieden. Sein geistlicher Beistand und Hofprediger, der berühmte Herr Abraham Scultetus, ist mächtig in ihn gedrungen und hat die Abrathungen Anderer zu Schanden gemacht. So ist mir von vertrauten Freunden, die ich zu Heidelberg habe, geschrieben worden. Die Stimmung des Kurfürsten ist jetzt durchaus für unsere Hoffnungen."

„Ihr habt ganz Recht, Jessenius", bekräftigte Olbramowitz. „Auch meine Nachrichten lauten so."

„Ich darf Euch versichern", entgegnete Budowa, „ich habe die zuverlässigsten Leute auf meiner Reise gesprochen. Allerdings sind Scultetus und Camerarius für unsere Absichten, auch manche Andere am Hofe —."

„Die Kurfürstin selbst", fiel Olbramowitz dem Redner ins Wort, „Frau Elisabeth ist voll glühenden Eifers für

uns. Die Tochter des Königs von England sieht es als eine Pflicht der Ehre ihres Gatten an, daß er einen Königsthron nicht von sich weise, zu dem ihn das Schicksal beruft! Das weiß ich von sicherster Hand!"

„Auch darin habt Ihr Recht, Olbramowitz", antwortete der Kanzler. „Allein der Kurfürst selbst ist zweifelhaft, und wichtige Männer in seiner Umgebung sind anderer Ansicht."

„Das hat sich geändert! Es war so! Ja!" antwortet Olbramowitz. „Allein unser Waffenglück hat die Wetterfahne gedreht. Seit Thurn Mähren genommen hat, seit die dortigen Stände sich für uns erklärt haben und unser Heer in Oesterreich einrückt, lautet die Melodie anders, die man zu Heidelberg singt. Ich darf's Euch versichern! — Mit einem Wort, Ihr Herren", sprach er frei heraus, „ich habe mich selbst überzeugt!"

Alle ergriff ein großes Erstaunen. „Ja! Ich war selbst zu Heidelberg! ...." Es entstand eine allgemeine tiefe Stille der Verwunderung. „Ich weiß", fuhr der Redner, mit einem Blick auf Budowa fort, „daß auch Andere unter uns hochehrenwerthe Männer schon dort gewesen sind. Nur drei Wochen zuvor! Damals war das Fahrwasser freilich zweifelhaft — jetzt hat es Strom und Tiefe! Wir dürfen, mein Wort zum Pfande, uns jetzt offen an den Kurfürsten wenden, seine Antwort wird nicht Nein lauten!"

„Wenn Ihr dessen sicher seid, Olbramowitz", rief Budowa freudig und stand auf, „so wollen wir Gott danken. Ich war am Hofe des Kurfürsten! Warum soll ich's jetzt leugnen? Mehrere der Herren hier wissen es nicht nur, sondern wußten es zuvor, und hatte meine Reise, die, wie mancherlei Zwecke ich auch dafür vorgegeben, doch in

der Stille den einzigen wahren, den edeln Kurfürsten für unsere Wünsche zu gewinnen."

Abermals ergriff allgemeines Staunen die Versammlung, und machte sich in einem Ausruf der Verwunderung Luft.

„Ja! Hier unser würdiger Vorsitzender", er deutete auf den Greis Caplicz, „Graf Schlick, Wenzel von Raupowa, Herr Martin Frühwein und noch mehrere andere Freunde, wir hatten in der Stille den Beschluß gefaßt, den Kurfürsten zu erforschen, um zu wissen was wir hier in der Versammlung vorschlagen durften. Ihr waret damals in Mähren, Freund Olbramowitz. Mich traf die Wahl für den Auftrag. Ich fand zu Heidelberg einige der Räthe günstig für uns gestimmt, andere wider uns; der Kurfürst war anfangs schwankend, zuletzt eher abgeneigt. Auch der Herzog von Anhalt, sein Statthalter zu Amberg, den ich besuchte, war gegen uns."

„Auch Der ist jetzt für uns!" sagte Olbramowitz mit Sicherheit. „Das Alles hat die Tapferkeit unseres Heeres bewirkt. Seit Wien zittert, stehen unsere Freunde fest ...."

„Heil uns!" rief Caplicz in edler Bewegung aus, „und Dank unsern tapfern Kriegern!"

In diesem Augenblick wurde die Saalthür rasch geöffnet. Aller Blicke wandten sich verwundert dahin. Ein Mann, den Mantel um die Schultern geschlagen, den Kopf mit einem schwarzen Tuch umwunden, dessen Schwert an der Seite und klirrende Sporen an den Stiefeln auch in dem halbdunklen Raum sogleich den Kriegsmann erkennen ließen, trat ein.

„Was ist Euer Begehr", fragte Caplicz von Sulewicz erstaunt über dieses Eindringen eines Fremden.

„Es ist mir lieb, daß ich euch Herren hier gleich Alle beisammen treffe", antwortete eine rauhe Stimme, und der

Ruf „Graf Mansfeld", aus Aller Munde unterbrach seine Worte.

„Ja, Mansfeld!" durchdrang die kräftige Stimme des Kriegshelden das Geräusch. „Mansfeld, der wol ein Wort mitzureden haben dürfte in eurer Versammlung, und euch seinen Sack voll Nachrichten, nicht zu eurer Freude, hier sogleich ausschütten wird!"

Alle waren aufgesprungen; Einige gingen ihm entgegen, begrüßten ihn durch Handschlag. Verworrene Reden schallten durcheinander; Keinem ahnte Gutes.

„Woher kommt Ihr so plötzlich? Und welche Nachrichten bringt Ihr uns, Graf Mansfeld?" fragte endlich der Greis Caplicz, bis zu dessen Platz der General jetzt hinangedrungen war, im geschäftlichen Tone des Vorsitzenden.

„Ihr sollt's erfahren! Gebietet Stille, und gebt mir das Wort!" erwiderte Mansfeld. — Es geschah wie er verlangte. —

„Jetzt ihr Herren", hub er an, und tiefer Zorn malte sich in seinen Zügen, „beginnen sie zu reifen, die Früchte eurer Unschlüssigkeit, eurer Eifersucht, eures Haders, eures Geizes, eurer schlechten Anstalten! Zehn mal habe ich geschrieben um Geld zum Sold für die Truppen, um Verstärkung; Alles vergeblich! Ich bin selbst gekommen als ungestümer Mahner und Antreiber! Viele Worte bekam ich, aber keine Hülfe, keinen Gulden, keinen Mann! Boucquoi und Dampierre verstärkten sich von Tag zu Tag und fegen das Land aus mit Plündern, und erbitterten das Volk durch Brennen und Sengen, durch Mishandeln der Bewohner, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht! Längst hätte ich sie herausgeschlagen, bis zur Donau hinunter, und das unglückliche Böhmenland frei gemacht, wenn

ich Unterstützung gehabt hätte! Die Herren, denen ihr Befehle übertragen habt, waren säumig, eifersüchtig, unzuverlässig!"

Es entstand Gemurmel in der Versammlung. „Laßt mich ganz ausreden", fuhr Mansfeld auf; „ich habe Euch um Stille gebeten, alter Vater Caplicz! Erhaltet sie aufrecht! — Ich habe mir keine Muße gegönnt, bequem hierher zu kommen. Ihr seht, wie ich durchnäßt und voll Koth und Blut bin; denn ich bin Tag und Nacht geritten, sechzehn Meilen, recta vom Schlachtfeld! Nun gönnt Ihr mir wenigstens die paar Minuten, um meine Meinung, an der unser Aller Kopf hängt, gerade herauszusagen!"

Es ward lautlos still. Das Wort „Schlachtfeld" war Allen wie ein Blitzstrahl durch die Glieder gezuckt; Keiner ahnte noch von einer Schlacht etwas.

„Bei Gott im Himmel", fuhr Mansfeld eifrig fort, „ich habe gethan, was möglich war in diesem Kriege! Pilsen war mein in wenig Tagen, und es war fester als Budweis und Braunau. Davor haben eure Leute gelagert, daß ihnen der Bart grau geworden, und haben die Städte nicht genommen! Der Feind blieb uns im Lande wie ein Pfahl im Fleisch! Wie immer, halbe Mittel und halbes Geld; damit ließ sich nichts Ganzes schaffen! Indeß zog Boucquoi immer mehr Leute an sich. Auch euer Landsmann, Graf Albrecht Waldstein oder Wallenstein, meinethalben, ist mit einem neugeworbenen Kürassierregimente zu ihm gestoßen!"

Olbramowitz murmelte unwillig etwas zwischen den Zähnen.

„Tag und Nacht waren wir überall bedroht, von vorn, in den Flanken, im Rücken. Ich manövrirte hin und her und kreuz und quer, um Boucquoi die Spitze zu bie-

ten. Eure anderen Herren Generale aber waren nicht aus dem Nest zu bringen, wo es galt, mir zum Succurs zu dienen. Endlich kam's, wie ich's lange genug vorausgesagt! Boucquoi hatte sich allmälig fett gemästet! Vor drei Tagen fiel er mir bei Groß-Lasken auf die Flanke. Wollte sich mitten zwischen mich und Hohenlohe hineinwerfen, durchbrechen, dann auf Prag marschiren!"

Bei diesem Wort flog ein unruhiges Gemurmel durch die Versammlung.

„Ja auf Prag! Und jetzt wird er hier sein, eh ihr's meint!"

Einige sprangen auf; Andere riefen: „Wie das? Was ist geschehen?" Die Bestürzung war allgemein.

„Ruhig, ruhig!" gebot Mansfeld mit bitterem Zorn in den Zügen. „So eilig habt ihr's noch nicht, daß ihr nicht heut noch in euren Betten schlafen könntet! Aber was die nächste Woche bringt, weiß ich nicht. Kurz und gut! Ich hatte mit einem Theile meiner Leute eine Seitenexcursion gemacht, nach Schloß Netolitz, um ein paar Dutzend ehrliche Teufel, die Ueberbleibsel von etlichen Hundert, die gefochten hatten wie die Löwen, nicht in der Mausfalle stecken zu lassen, wie es Feldherrnpflicht ist, wenn man seine Leute bei Eifer und Vertrauen erhalten will! Der Streich war gelungen. Unterdessen, obgleich ich mich wohl vorgesehen und den Schlüssel zur Straße nach Thein nicht aus der Hand gegeben hatte, war Boucquoi früh aufgestanden, um sich rechtzeitig zu Mittag bei mir anzumelden. Eine schuftige Verrätherei in meiner Kanzlei *), der ich noch auf den Kopf zu treten denke, hatte ihm Nachricht gegeben. Als ich auf meine Position zurück-

---

*) Historisch.

ging, wurden seine Pferdenasen schon von allen Seiten über die Bergkette sichtbar, und die Piken seiner Lanzenknechte machten ein hübsches Gitter am Horizont. Ich konnte ihm aus dem Wege gehen, auf Prag zu, aber dann war Hohenlohe, und Alles, was links und rechts von Budweis stand, verloren und etliche Tage später wäre die Uebermacht mir über den Hals gekommen, und wir hätten vielleicht Alle zugleich, meine Leute und die Kaiserlichen, durch das Kornthor oder über den Roßmarkt hier einrücken können. Hielten wir aber zusammen, so konnte der Herr Graf Boucquoi mit blutigem Kopf zurückgeschickt werden. Darum machte ich Front gegen den Feind, wie gefährlich es war, und schickte drei, sechs Boten einzeln an den Grafen Hohenlohe, die er, falls er ein Soldat war wie er sein muß, gar nicht gebraucht hätte; denn früher als sie ankamen, mußte er unsere Kanonen und Musketen knallen hören, und wenn er das Ohr spitzte, wußte er, wohin er zu marschiren hatte. — Aber — er blieb aus! Weit davon ist gut vor'm Schuß! Wir rauften uns fünf Stunden mit der furchtbaren Uebermacht! Ich habe Leute auf dem Platz gelassen ....", hier stockte seine Stimme ein wenig, und man nahm wahr, wie er Schmerz und Ingrimm bekämpfte — „von denen Einer mehr werth war als ein Dutzend Hohenlohe, — und nichts für ungut, Jeder wenigstens soviel, als Jeder von euch hier im gepolsterten Lehnstuhl! Sie werden jetzt hart liegen, oder kühl, — aber ruhig! Kurz und gut! Ich verstehe zu fechten und zu schlagen, aber was zu viel ist, ist zu viel! Von Minute zu Minute hoffte ich auf die Hülfe! Sie kam nicht! Noch eine halbe Stunde vor Ende der Schlacht hätte sie uns retten, den Feind vielleicht verderben können, — Donner und Teufel — sie kam nicht! Nichts

blieb weiter übrig, als die eine Hälfte meiner Leute mußte sich aufopfern, damit ich mit der andern mich durchschlagen könnte, um später wenigstens zu retten, was für den Augenblick verloren war. Oberstwachtmeister Carpezo, mein alter Freund und Waffenbruder, hat den Horatius Cocles gespielt, ich den Winkelried. Er schob den Kaiserlichen den Riegel vor, ich brach durch Schloß und Thor mit meinen Reitern, — und so bin ich hier!" —

Die tiefste Stille der Bestürzung herrschte in der Versammlung. Auf Aller Zügen lag der Ausdruck finstrer Sorge. Nur der muthvolle Olbramowitz rollte wild die Augen und zuckte mit den Brauen. Heftig schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief: „Ich hab es euch immer gesagt! Es konnte nicht anders kommen! Verfluchte Zauberei und Zungendrescherei! Wäre ich nur nicht in der Pfalz gewesen! — Graf Mansfeld hat Recht! Er hätte Recht, wenn er uns den Rücken wendete und sagte: Helft euch selbst! — Tapfre Männer sind zu gut für uns!"

„Mäßigt Euch, Olbramowitz!" bat Caplicz mit ernster, aber sanfter Stimme; „ist Unrecht, ist Unglück geschehen, so wollen wir lieber statt darüber zu hadern, alle Kräfte daran setzen, es gut zu machen!"

„Ja, das wollen wir!" riefen Alle durcheinander.

„Wenn es noch möglich ist", sagte Mansfeld laut, und streckte gebietend den Arm aus, um aufs neue Ruhe und Gehör zu erlangen.

Es wurde wieder still.

„Ich habe Nachricht", begann Mansfeld aufs neue, „daß Boucquoi und Dampierre sich in Folge unsers verlorenen Gefechts vereinigt haben. Sie sind jetzt wenigstens dreißigtausend Mann stark und werden auf Prag vorrücken! Wir haben ihnen nichts entgegenzustellen. Die

Hälfte meiner Mannschaften habe ich bei Groß-Lasten eingebüßt. Ein Theil ist versprengt; in Pilsen sammelt sich der Ueberrest. Aber das ist nicht genug. Hohenlohe ist jetzt abgedrängt. Ob er nunmehr den Weg zu mir finden kann, weiß ich nicht! Mit welchen Kräften sollen wir Boucquoi abwehren?"

„Wir müssen Thurn zurückrufen", erhob sich eine Stimme.

„Nimmermehr!" rief Olbramowitz heftig und sprang auf. „Er muß jetzt vor Wien gerückt sein! .... Sollen wir den ganzen Sieg unserer Sache aus der Hand geben?"

„Vor Wien? Habt Ihr Nachricht?" fragte Mansfeld. „Nun", setzte er nicht ohne Bitterkeit und einigen Neid auf das Glück seines Mitfeldherrn, seiner eignen Lage gegenüber, hinzu, „so mag Thurn in der Burg speisen, wenn Boucquoi sich hier auf dem Hradschin zur Tafel setzt!"

„Haltet Ihr's für nothwendig, Graf Mansfeld", fragte Caplicz mit besorgter Miene, „daß wir den Grafen Thurn zurückrufen ...."

„Thut was ihr wollt", fuhr ihm Mansfeld heftig in die Rede, „aber, seht zu eurer Haut und ...." setzte er bitter drohend nach kurzem Innehalten hinzu, „zu euren Köpfen! Ich glaube nicht, daß Boucquoi großen Respect vor ihnen haben wird!"

„Thurn zurückrufen!" erhob Olbramowitz nochmals die Stimme. „Nimmermehr! Jetzt, nachdem er Mähren und halb Oesterreich genommen hat, Alles wieder aus der Hand geben! Nein! Wir müssen Prag vertheidigen! Wir müssen Mannschaften ausheben, uns dem kaiserlichen Heer entgegenwerfen! — Mansfeld! Ich kann nicht glauben, daß Ihr solchen Rath ertheilt!"

„Ich ertheile gar keinen Rath“, antwortete der Graf kalt und trocken. „Ich habe genug Rath ertheilt, da es noch Zeit war, aber vergeblich! Jetzt rathet euch selbst! Ich habe meine Pflicht gethan! Ich habe euch Bericht erstattet wie die Dinge stehen. Um nur Das zu können, mußte ich mich als ein gemeiner Reiter mit der Klinge durchhauen hierher, und komme ohne Hut oder Helm, wie ihr seht, aber nicht ohne Kopf hier an! Der steht noch auf dem rechten Fleck!“ Er erhob stolz die Rechte und deutete mit dem Zeigefinger auf die Stirn.

„Aber mein Corps ist zersprengt; ein Feldherr ohne Armee ist ein Steuer ohne Schiff! Ein paar Hundert Mann von den Meinigen werden sich wol zu Pilsen wieder zusammenfinden. Das ist ein Löffel um einen Teich auszuessen! Gebt mir eine Armee und schickt mir Ordres! Dann will ich handeln! Mit Rathgeben laßt mich ungeschoren! Somit Gott befohlen!“

Mit diesen erbitterten Worten schritt er der Thür zu. Olbramowitz, Wenzel von Raupowa, Jessenius, Budowa und viele Andere eilten ihm nach, um ihn zurückzuhalten.

„Bringt ihn zurück, Freunde“, sprach Caplicz mit dem Tone dringender Bitte. „Nur jetzt keinen Zwiespalt unter uns im Augenblick der Gefahr!“

„Laßt ihn!“ rief Berka von Duba, „wir werden auch ohne ihn fertig werden. Sollen wir uns von seinem trotzigen Uebermuth mishandeln lassen?“

„O seid nicht ungerecht“, begütigte Caplicz, „er ist rauh, aber wir sind im Unrecht und schulden ihm Dank. Er hat für uns gefochten und geblutet; seine Wunden sind noch frisch! Ehren wir ihn und suchen ihn wiederzugewinnen! — Ich selbst will ihm das Wort des Friedens sagen!“

Die edlen Worte des Greises drangen in jedes Herz. Tiefer Ernst und Sanftmuth blickten aus seinen Augen. So ging auch er Mansfeld nach.

Die Versammlung war aufgelöst. Große Bestürzung in Aller Brust.

Die erste düstre Wolke der schweren Verhängnisse, die sich über Böhmen heraufzogen, schwebte über der Hauptstadt!

---

## Funfzehntes Capitel.

---

Es war Mitternacht. Tiefe Stille lagerte über dem leichenbedeckten Schlachtfelde. Die Mondsichel hing bleich zwischen graulichem Gewölk, das als der Ueberrest eines Gewitterregens zerrissen über den Himmel zog. — Die Sieger waren zur Verfolgung vorgerückt; in ihrem Rücken lag die blutige Stätte der Entscheidung. Nur eine kleine Abtheilung hatte Boucquoi zurückgelassen, um die Todten zu bestatten. Doch von der Arbeit des Tages erschöpft, hatten sie das Werk der frommen Pflicht auf den nächsten Morgen verschoben und, da der Abend regnicht geworden war, in den stehen gebliebenen Häusern von Groß-Lasken ihre Lagerstätten gesucht.

Mancher Sterbende lag unter den Todten, und ein leises Aechzen unterbrach von Zeit zu Zeit, hier und dort, die mitternächtliche Stille. Die Waldhöhen säumten den Horizont mit ihren dunklen Massen. Das ungewisse, trübe Mondlicht ließ nur die größern Gegenstände wahrnehmen:

einzelne Bäume, die hier und da im freien Felde standen, eine Erderhöhung, ein Kreuz oder Heiligenbild am Wege aufgerichtet. Schauerlich ragten die Trümmer des halb eingeäscherten Fleckens mit ihren zackigen eingestürzten Mauern, vereinzelten hohen Schornsteinen aus dem Boden, und ließen ihre seltsamen Umrisse auf dem dämmernden Hintergrunde des Himmels verfolgen. Hier und dort glimmten noch Balken; aus kesselartigen Vertiefungen leuchtete, noch stärker ausstrahlend, die düstre Glut gesammelter Kohlen; stoßweise erhoben sich Dampfwirbel darüber und kräuselten sich um die Trümmer, die der röthliche Widerschein geisterhaft anhauchte.

Nur zwei lebende Gestalten streiften unheimlich durch das Bild einsamen, todten Grauens: eine männliche und eine weibliche. Ein breiter Hut bedeckte das Haupt, ein kurzer langhaariger Mantel die Schultern des Mannes von stämmigem gedrungenen Bau. Er war mit einem schweren Knittel versehen und ein Sack hing ihm über die Schulter. Das Weib hatte den Kopf in dichte Tücher, unter dem Kinn zugebunden, eingehüllt; am Arme trug sie einen Korb.

Aus dumpfer Betäubung erwachend, sah Xaver das düstre einsame Nachtbild vor sich, nur von den beiden Gestalten belebt, die sich ihm zu nähern schienen. — Als er besinnungslos im Sattel schwankte und das Blut seinen Wunden entströmte, hatte sich das tobende Gedränge des Kampfes über und an ihm hingezogen. Niemand hatte Zeit gehabt auf ihn zu achten, nicht Freund noch Feind. Später zog sich das Gefecht ganz von dieser Stelle hinweg, und die Todten und Verwundeten blieben ihrem Schicksal überlassen. Ob einige der Letztern, denen noch Kräfte geblieben waren, sich gerettet hatten, wußte Xaver nicht. Er selbst

sah sich jetzt rings unter Leichen, oder so schwer Verwundeten, daß Keiner ein wahrnehmbares Zeichen des Lebens von sich gab. Mühsam besann er sich auf Das, was mit ihm geschehen war. Doch wie lange er betäubt gelegen, ob schon Tage oder nur Stunden darüber vergangen seien, wie das Schicksal der Schlacht sich entschieden, davon wußte er nichts. Mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte richtete er sich etwas empor, und sah staunend umher. So weit hatte er seine Besinnung und den Faden seiner Erlebnisse wieder gewonnen, um zu erkennen, daß er auf dem Schlachtfelde selbst liege. Ein todtes Pferd, dicht neben ihm hingestreckt, einige Leichname, die der bleiche Mondschimmer ihm als solche zuerst erkennen ließ, der Blutgeruch, der ihn schaudernd anwehte, überzeugten ihn davon. Die matt schimmernde Glut in den Mauern des Fleckens, der brandige Geruch, der bis zu ihm hinüberzog, lehrten ihn das Schicksal kennen, das den Ort betroffen hatte. Staunend, mit unheimlichem Schauer weilten seine Blicke auf den beiden dunkeln Gestalten, die sich unfern von ihm bewegten. Sie gingen wechselnd hin und her, beugten sich nieder, hoben Gegenstände empor, und ließen sie wieder sinken; auch ihre murmelnden Stimmen vernahm Xaver, doch nicht was sie sprachen. „Gewiß von den Unseligen", dachte er, „welche die fühllose Habgier auf die noch von frischem Blut dampfenden Schlachtfelder treibt, um bei den Leichen, ja auch bei den noch Lebenden, aber Hülflosen, nach Beute zu spähen!" Ein Schauder überfiel ihn. Er wußte, daß diese stumpfe Gier kein menschliches Gefühl kennt, sondern nur nach Raub lechzt, und des flehenden Jammers nicht achtet, wo nur der kleinste Gewinn zu erreichen ist! Er wußte, daß sie erbarmungslos den vor Frost Zitternden entkleidet und nackt der tödtenden Kälte preisgibt, daß sie, um den

Ring zu gewinnen, nicht des Fingers schont, jede grauenvolle Verstümmelung ruchlos unternimmt, um das Beutestück nur schneller zu erlangen! Der Frost des Wundfiebers im Verein mit dem Nachtfrost und den Schauern seiner Gedanken schüttelte ihn.

Nach einigen Augenblicken erwachte wieder ein ermuthigendes Gefühl, ein Sinn des Vertrauens in ihm. Vielleicht sind gerade diese, die du in so grauenvollem Verdacht hältst, vom Himmel gesandt, um dir Hülfe zu bringen. Mögen sie auch, von Noth, Hunger und all dem Elend dieser schweren Zeit gedrängt, hier auf dem Blutfelde kümmerliche Früchte zu ernten trachten, sie brauchen doch darum nicht entmenscht zu sein! Weshalb sollten sie nicht für eigene Nothdurft aufsammeln, was keinem Derer, die hier liegen, mehr frommt? Können sie nicht darum doch ein mitleidiges Herz haben? Dir jetzt, in der Noth des Todes, die hülfreiche Hand reichen?

Das Murmeln der Stimmen wurde deutlicher, die Gestalten kamen näher.

„Hierher, Wlasta", sprach die männliche Stimme. „Hier liegen noch Etliche!"

Sie wandten die Schritte zu der Stelle, wo Xaver lag. Dieser fühlte, daß jetzt die Entscheidung für ihn gekommen sei; er wollte sie beschleunigen. Die weibliche Gestalt war fast dicht an ihm.

„Was wollt Ihr?" rief er sie mit zusammengerafter Kraft an.

„Heiliger Gott!" schrie die Erschreckte laut auf. „Boleslav! Hier lebt Jemand!"

„Hier leben vielleicht Viele", antwortete Xaver. „Seid ihr menschlich und vertraut ihr auf Gottes Gnade in schwerer Stunde, so gewährt uns Hülfe!"

„Wer seid Ihr?“ fragte der Mann, der nun gleichfalls näher getreten war, mit rauhem Ton.

„Ein schwer Verwundeter, ein halb Sterbender; das sei Euch genug, wenn Ihr mir helfen wollt!“ antwortete Xaver mit matter Stimme und geringer Hoffnung, da die finstere Anrede des Mannes ihm nichts Gutes weissagte.

„Boleslav“, sprach die Frau in wehmüthigem Ton, „wir wollen ihm Hülfe leisten, wenn wir können, mag er auch ein Kaiserlicher sein! Wir wollen uns nicht versündigen, damit der Himmel uns unser Kind wiederfinden lasse!“

„Ihr braucht Eurem Zorn nicht Gewalt anzuthun“, sagte Xaver jetzt ermuthigt, „ich bin kein Kriegsmann des Kaisers. Ein Böhme, der für sein Vaterland kämpft! Ich bin schwer verwundet; gebt mir einen Tropfen Wasser, ich verdurste fast.“

„Wasser?“ fragte die Frau mitleidig, „wir haben keinen Trunk bei uns!“

„Ich könnte drüben im Bach schöpfen“, fiel der Mann ein. „Ich werde Euch in Eurem Helm Wasser bringen!“ Er beugte sich nieder und löste die Riemen von Xaver's Helm, der ihm, vom Kopf gefallen, beschwerend im Nacken hing.

„Habt Dank“, sagte er matt. „Gott, du bist gnädig und sendest mir Hülfe und Trost in großer Noth“, setzte er gerührt hinzu und blickte fromm gen Himmel auf, zu den Sternen, die einzeln, bleich zwischen den Wolken schimmerten.

Der Mann eilte fort. Die Frau setzte sich mitleidig zu Xaver und nahm seinen Kopf in ihren Schoos.

„Gott, wie Ihr mit Blut bedeckt seid!“ bemerkte sie schaudernd. „Ach, wenn ich meinen Sohn so fände!“

„Euren Sohn?“ fragte Xaver.

„Wir suchen ihn hier auf dem Schlachtfelde. Er ist unser einziges Kind. Die Kaiserlichen drangen in unsere Hütte; ich war allein; sie rissen ihn von mir und zwangen ihn, Wegweiser durch die Furt zu sein. Das war um zwölf Uhr Mittags — und er ist uns nicht zurückgekehrt. Nun suchen wir nach ihm unter den Todten! Aber vergeblich seit drei Stunden!“ — Sie fing bitterlich an zu weinen.

„Und dieser unglücklichen, liebenden Mutter that mein Argwohn so schweres Unrecht“, dachte Xaver.

„Das Tageslicht wird Euch helfen ihn finden, wenn er hier sein sollte“, sagte er tröstend zu der Bekümmerten; „aber er wird nicht todt sein. Was hätte er in der Schlacht gesollt? Nachdem er den Weg gezeigt, wird er zurückgekehrt sein, nur daß er in dem Gedränge und Getümmel nicht nach Eurer Wohnung gelangen konnte!“

Die Nähe eines hülfreichen Wesens, die Hoffnung der Rettung hatte Xaver's Lebenskraft erweckt; er fühlte sich stärker, als er vor einigen Augenblicken gemeint hatte, wo er nur mühsam ein Wort zu sprechen vermochte. Dennoch kostete das Sprechen ihm noch große Anstrengung.

„Ach, gebe uns Gott die Freude!“ seufzte die gramerfüllte Mutter, und als wolle sie sich die Gnade Gottes durch ein gutes Werk erwerben, suchte sie Xaver Hülfe zu leisten, soviel ihr möglich war. Sie löste seinen Harnisch, wischte ihm das Blut vorsichtig mit einem Tuche von der Stirn, und verband dann die klaffende, aber glücklicherweise nicht tiefe Wunde damit.

Der Mann kam zurück, mit dem Helm voll frischen Wassers. „Hier, trinkt!“ sprach er und hielt Xaver den Helm an die Lippen.

Dieser löschte begierig den brennenden Durst. Es war

als ob neues Leben in seine Adern ströme mit der kühlen Welle. „Dank, Dank", rief er aus, „Ihr rettet mein Leben!"

„Wenn wir Euch nur fortschaffen könnten, in unsere Hütte", sprach die Frau; „hier müßtet Ihr doch verschmachten oder fielet den Kaiserlichen in die Hände."

„So haben sie die Schlacht gewonnen?" fragte Xaver.

„Freilich", erwiderte der Mann. „Sie sind alle vorwärts gerückt, nach Thein zu, um den General Mansfeld zu verfolgen. Der hat sich durchgeschlagen!"

„Gott sei Dank!" sprach Xaver.

„Ihr gehört wol zu seinen Leuten?"

„Ja, er ist mein General!"

„So hütet Euch vor Denen, die drüben im Orte liegen", nahm der Mann das Wort wieder auf. „Es sind Kaiserliche und sie sind mit den Gefangenen grausam umgegangen! Alle wurden in die Ställe und Scheunen, die noch stehen geblieben, gesperrt, daß sie kaum stehen können, geschweige liegen, und haben keinen Bissen Brot, keinen Tropfen Wasser, obwol sie umsinken vor Durst!"

„Ich muß mich in mein Schicksal fügen", antwortete Xaver. „Ich baue auf den gnädigen Gott, der mir schon jetzt Hülfe geschickt hat durch Euch!"

„Hm!" murmelte der Mann. „Wenn Ihr nur etwas fort könntet! Wenn Ihr, auf uns gestützt, nur eine Stunde Wegs machen könntet! Da wollte ich Euch wol verbergen in meiner Hütte!"

„O wenn Ihr das vermöchtet — ich will meine ganze Kraft daran setzen!" rief Xaver.

„Wir wollen's versuchen. Was meinst du, Frau? ... Ich suche hier nur noch unter den Leichen bis zum Busch, dann haben wir das ganze Feld durchsucht. Ist er dort

nicht zu finden, so müssen wir's Gott anheimstellen! Weiter hinüber liegt Niemand mehr. Mit Tagesanbruch will ich dennoch wieder hier sein."

Die gutmüthige Frau war bereit. Sie dachte hoffend: „Die Hülfe, die wir dem Armen reichen, werden mir andere mitleidige Menschen an meinem Sohne ja vergelten, wenn er noch lebt!"

Der Mann machte sich sofort an das Geschäft, noch den kleinen Theil des Schlachtfeldes zu durchsuchen, den sie bisher nicht betreten hatten. Er fand den Verlorenen nicht! Gramgebeugt, doch entschlossen, nun wenigstens das gute Werk, das ihm Gott selbst zugewiesen hatte, zu vollbringen, kehrte er zu Xaver zurück. Die Frau hatte diesen indessen mit einiger Speise erquickt, welche sie in dem Korbe trug, um ihrem geliebten Sohn sogleich etwas darbieten zu können. Dadurch und mit dem neuen Lebensmuth waren auch Xaver's Kräfte neu erwacht. Er dachte an seine Therese, an die Möglichkeit, an das süße Glück, sie wiederzusehen, dem er in halber Verzweiflung schon entsagt hatte. So raffte er jegliche Kraft zusammen, und gestützt auf die beiden Mitleidigen, gelang es ihm, zwischen den Leichen des Blutfeldes den Weg zur Rettung zu suchen.

Sie erreichten den Bach. Ein neuer Trunk labte ihn. Seine Retter trugen ihn hindurch. Nach einer Stunde mühseliger Wanderung, von vielfachem Rasten unterbrochen, hatten die Drei die im Walde an der Anhöhe tief versteckt gelegene Köhlerhütte erreicht, welche ihnen die Zuflucht bieten sollte.

Die beiden wohlwollenden Bewohner gaben ihm ihr eigenes Lager zur Ruhestätte. Die Frau zündete sogleich ein Feuer auf dem Herde an, ihm etwas Speise zu bereiten, und Wasser zu wärmen, um seine Wunden zu waschen und

das geronnene Blut, das sie umstarrte, weich abzulösen. Der Mann versorgte ihn mit anderer Kleidung und verbarg die Waffen und Kriegskleider. In kurzer Zeit war Xaver durch die Pflege in so erquickten Zustand gebracht, als die dürftigen Mittel der wackern Leute es irgend gestatteten. Wie neu geboren fühlte er sich mit gereinigten, verbundenen Wunden, auf reinlichem, von weichem Moos mit Linnendecken gebildeten Lager, gelabt durch einfache, aber dem Erschöpften neue Kraft gebende Speise.

---

# Sechzehntes Capitel.

Das erste Frühroth dämmerte jetzt am Horizont. Der Köhler schickte sich an, wieder hinauszugehen nach dem Schlachtfelde, um bei Tageslicht nach dem geliebten Sohne zu forschen.

„Ach, Boleslav, ich möchte dich begleiten", bat die Köhlerfrau schmerzlich, als der Mann schon den starken Wanderstab ergriffen und den Hut aufgesetzt hatte.

„Laß es gut sein, Wlasta", sagte er; „gestern im Dunkel war es gut, daß wir Zwei gingen; heut bin ich allein genug!"

„Wenn auch dir ein Unglück zustieße! Das wilde Kriegsvolk!" erwiderte die Frau schluchzend.

„Könntest du mich beschützen?" fragte er. „Das wird unser Vater im Himmel thun."

„Aber ich könnte . . . . ."

„Vater! Mutter!“ unterbrach eine helle Stimme draußen ihre Worte, und zugleich pochte es an den kleinen in Blei gefaßten Fensterscheiben.

„Heiliger Gott“, rief die Frau und sank beinahe in die Knie: „unser Valentin! Mein lieber Sohn!“

„Valentin!“ rief gleichzeitig der Köhler, flog ans Fenster und riß es auf. „Valentin! Valentin!“ wiederholte er freudig, als er den Knaben draußen sah, und eilte zur Hausthür, um sie zu öffnen. In fliegender Hast riß er die Riegel zurück, mit denen er sie sorgfältig verwahrt hatte.

Die Mutter, von der jähen Freude überwältigt, stand zitternd, faltete die Hände über der Brust, schluchzte — wollte beten, doch sie vermochte kein Wort über die bebenden Lippen zu bringen.

Jetzt flog die Stubenthür auf, und ein schlanker Knabe von kaum sechzehn Jahren, mit lang herabwallendem, braunem Lockenhaar, stürzte herein und hing am Halse der weinenden Mutter. Sie hielt ihn fest in unauflöslicher Umarmung und herzte ihn mit Küssen und in Thränen.

Es war ein Augenblick heiliger Erhebung für Xaver, der matt, aber in tiefster Rührung, von seinem Krankenlager alle diese Vorgänge sah.

„Das ist Gottes Lohn für Alles, was ihr an mir gethan“, sagte er endlich aus innerster Empfindung, indem er dem Köhler die Hand dankend hinreichte, der sie herzlich und freudig schüttelte.

„Nun hat alle Noth ein Ende“, rief der rauhe Mann mit derbem, aber herzlichem Ton aus. „Aber, Valentin, erzähle, wie ist dir's ergangen!“ wandte er sich zu dem Sohne. „Wir haben dich gesucht die ganze Nacht auf dem Schlachtfelde!“

„Ja, mein lieber Sohn“, bat die Mutter, „erzähle! —

Aber bist du hungerig, bist du durstig? Willst du ausruhen?" unterbrach sie sich selbst mit hastigen Fragen.

„Ja, Mutter, gib mir zu essen und zu trinken!" bat Valentin; „dann will ich euch Alles erzählen. Aber wer ist denn das?" fragte er halb laut und erstaunt, indem sein Blick auf Xaver verweilte.

Der Vater gab ihm Auskunft; die Mutter brachte Brot und heiße Milch, das schnell bereitete Frühstück. Sie setzten sich alle Drei um den schweren eichenen Tisch, und Valentin erzählte:

„Die Reiter, die mich mitnahmen, banden mich an den Steigbügel des Hauptmanns. Unten an der Furt mußte ich voran, mit dem Hauptmann hindurch. Das Wasser ist doch hoch, es ging mir bis über die Brust. Sie glaubten schon, ich hätte sie falsch geführt, und der wilde Hauptmann schwang das Schwert über meinem Kopfe ...."

Die Mutter machte eine Bewegung des Schreckens.

„Allein wir kamen glücklich hinüber. Nun bat ich, sie möchten mich loslassen. Ich sollte sie aber erst noch ein Stück führen, den besten Weg über die Wiesen hin auf die Hügel bei der Mühle. Es ging in vollem Trabe; ich mußte mit fort in der glühenden Hitze. Doch, sowie wir eben auf der Höhe waren, wo ich frei zu werden dachte, schossen sie von drüben mit den schweren Stücken auf uns und die Kugeln schlugen fürchterlich in unsere Reihen ein."

„Und ich habe dich lebendig wieder!" rief die Köhlerfrau und küßte ihren Sohn abermals.

„Ich war todeserschreckt und flehte den Hauptmann, mich loszulassen. Der verhöhnte mich aber und schrie mich an: «Wenn mein Pferd dich nur nicht schleppen müßte, so solltest du mir zum Gaudium den Tanz mitmachen; ich hätte meinen Spaß an deinem Gewinsel. So magst du laufen!»

Bei diesen Worten schnitt er den Strick, mit dem ich an seinen Bügel gebunden war, mit dem Schwert entzwei, gab mir einen Fußstoß, daß ich zu Boden stürzte, und rief: «Jetzt lauf, Hase, oder wir setzen über dich weg!» Er hatte das Wort noch nicht zu Ende gesprochen, als schon die Reiter, die ihm in vollem Galopp folgten, über mich hinsprengten!"

Die Mutter erblaßte. „Mein Valentin!" rief sie aus und legte die zitternden Hände auf sein Haupt.

„Gott und die Heiligen haben mich in Schutz genommen", fuhr der Knabe fort; „ich war in eine kleine Vertiefung gestürzt und die Reiter setzten darüber weg. Aber Kies und Sand flog über mich hin, und etliche Hufschläge erhielt ich doch. Als ich halb betäubt vor Schreck und halb blind von Erde und Staub, die mir ins Gesicht geflogen waren, mich wieder aufrichtete, war das Feld frei. Ich raffte mich rasch empor. Aber wohin nun fliehen? Rings umher Soldaten. Hier Kaiserliche, drüben die Mansfelder. Immer mehr Truppen rückten aus dem Walde vor, daß ich nicht zurück konnte. Links und rechts marschirten sie, Reiter und Lanzenknechte; ich war mitten im Getümmel. Da sah ich einen Baum, eine Linde, etliche Hundert Schritte vor mir auf freiem Felde. Dahin lief ich; ich dachte, der Stamm kann dich wenigstens schützen, daß sie dich nicht niederreiten. Glücklich gelangte ich dahin, aber in Sicherheit war ich nicht, denn rings umher fing das Gefecht an. Der Stamm war zu dick, um hinaufzukommen; doch es gelang mir, einen weit übergestreckten Zweig zu fassen, ich zog mich daran auf und kletterte dann bis in die Spitze. Mutter, Vater! Was ich dort erlebte, das werde ich niemals vergessen! Kaum war ich oben, so ging das Getümmel von allen Seiten los. Die Trommeln wirbelten,

die Trompeten schmetterten; das Musketenfeuer knatterte, die Kanonen donnerten! Mir zitterte das Herz. In einer Viertelstunde war das ganze Feld, so weit ich sehen konnte, in Staub und Rauch gehüllt. Die Blitze der Kanonen und Gewehre zuckten überall aus den schwarzen Wolken. Die Reiter jagten wie der Sturmwind über's Feld, daß der Boden dröhnte. Das Fußvolk rückte geschlossen an und stürzte mit fürchterlichem Geschrei aufeinander. Sie würgten sich dicht vor meinen Augen, unter meinen Füßen. Ich hörte das Geschrei der Verwundeten. Die Reiter hieben ein; die Lanzenknechte stachen sie von den Pferden! Kugeln pfiffen und sausten dicht an mir hin. Es war ein Grausen, das mit anzusehen!"

Des Knaben Augen leuchteten während dieser Erzählung; seine Wangen flammten von dunklem Roth.

„Mein Sohn, mein Sohn", rief die Mutter, „welche Angst mußt du ausgestanden haben! Du hast doch deinen Vater im Himmel nicht vergessen, sondern zu ihm gebetet?"

„Ja, Mutter, das habe ich! Und Hülfe war Noth!" rief der Knabe. „Der Kampf wurde immer wilder, das Feuer immer heftiger. Als die Kaiserlichen die Berghöhen bei Groß=Laasken besetzten, feuerten sie so mit schweren Stücken gerade nach der Gegend hin, wo ich auf meinem Baume saß, daß die Kugeln immer dicht an mir vorbeisausten. Vater! es heult in den Lüften, wenn so eine Stückkugel fliegt, wie nimmermehr Nachts der Sturm hier im Walde heult! Und einige schlugen in den Baum und schmetterten die Aeste herunter, daß die Blätter aufwirbelten und die Holzstücke zu mir heraufflogen ...."

„O mein Gott!" rief die Köhlerfrau und faßte krampfhaft den Sohn an.

„Ich dachte", fuhr Valentin fort, „der ganze Baum müßte zusammenbrechen, so krachte es; allein er stand fest und ich blieb unversehrt. Nun kam aber das Schrecklichste! Die Kaiserlichen hatten Brandkugeln in Groß-Lasken hineingeworfen. Ich sah, wie zuerst ein Scheuerdach in Flammen aufging; dann faßte das Feuer die ganze Reihe der Häuser, Ställe, Scheuern, die unterm Wind standen; bald brannte der halbe Flecken, und der Wind jagte Rauch und Flammen zu mir herüber, so dicht, Mutter, daß oft der Baum bis hoch über den Wipfel im Rauche stand und die Funken und glühenden Kohlen um mich herflogen. Und dabei der Lärm unter mir, und ringsum das Geschrei, das Rasseln und Schnauben der Pferde, die Trommeln und Trompeten, der Kanonendonner .... Ich begreife es noch nicht, daß ich nicht alle Besinnung verloren habe! Nachmittag, es mußte, wie die Sonne stand, gegen vier oder fünf Uhr sein, war die Schlacht zu Ende. Zuletzt hatten sie sich noch dicht vor der Stadt bei den Gärten, wo Martin Steffaneck wohnt, geschlagen. Dann wurde es still. Ich sah die Gefangenen abführen; es war meist Fußvolk. Die Reiter hatten sich schon zwei Stunden zuvor durchgeschlagen, das habe ich auch gesehen, auf der Straße nach Thein; ich konnte sie mit den Augen verfolgen, bis sie im Walde verschwanden. Jetzt dachte ich daran, herabzuklettern. Ich kam fast um vor Durst; es war auch eine glühende Hitze den Tag über, mir vertrocknete meine Zunge fast; Hunger hatte ich auch. Allein ich besorgte, sie möchten mich wieder mitschleppen, wer weiß zu welchem Dienst. Und die Soldaten trieben sich auf dem ganzen Felde umher, oft dicht unter meinem Baume hin. Ich verkroch mich dicht ins Laub, daß Niemand mich sah, denn sonst hätte mich vielleicht Einer blos zum Spaß heruntergeschossen!"

„Ja, solche Kurzweil treibt das frevlerische Volk!“ rief der Köhler, der bisher mit weit aufgerissenen Augen starr der Erzählung seines Sohnes zugehört hatte. „In Budweis selbst haben die Kroaten aus dem Fenster die Schulkinder niedergeschossen, und sich todtlachen wollen über die Burzelbäume, die so ein armes Würmchen von acht oder zehn Jahren schlug, wenn es das Blei im Leibe fühlte!“

Die Frau legte beide Hände vor die Augen, als der Mann dieses Gräuels gedachte.

„Ich wußte das“, fuhr Valentin fort, „darum hielt ich mich so versteckt. Sehen aber konnte ich Alles, und hören was unter dem Baume gesprochen wurde. Es warfen sich ein paar Offiziere auf den Rasen, um im Schatten meines Baumes auszuruhen. Sie sprachen über die Schlacht. Da hörte ich denn, daß die Kaiserlichen Alles gewonnen hätten, und daß es der General Mansfeld sei, der sich geflüchtet habe mit der Cavalerie. Sie sprachen auch von den Gefangenen und der Capitulation. Sie haben ihnen versprochen, gegen einen Monat Sold sollen sich Alle ranzioniren dürfen. Aber man wird ihnen nicht Wort halten. «Mit Speck fängt man Mäuse», sagte der Eine. «Jetzt haben wir sie! Sie müssen Alle kaiserliche Dienste nehmen. Ich lasse sie einsperren und hungern und dursten, bis sie eintreten!» *)“

„Ja, ja, so machen sie's“, bekräftigte der Köhler; „wir haben ja selbst gesehen, wie sie sie in den Ställen zusammengepferdht haben, daß ein Mensch nicht sechs Stunden in der Hitze und Qual aushalten kann, ohne umzukommen!“

---

*) Historisch.

Xaver hörte diese Erzählungen mit der höchsten Spannung an. „Sollten sie“, sagte er, „so treulos sein, eine ehrliche Kriegscapitulation nicht zu halten, auf die sich tapfere Soldaten ergeben? Das wäre ja wider alles Völkerrecht und Kriegsgebrauch!“

„Was Völkerrecht, was Kriegsgebrauch!“ erwiderte heftig der Köhler. „Der wahre Kriegsgebrauch ist: der Stärkere thut was er will. Das sehen wir leider Gottes alle Tage!“

„Allein wie hast du dich endlich retten können, mein Sohn?“ fragte Wlasta.

„Nachdem es ganz dunkel und still geworden war, wagte ich mich von meinem Baume herunter. Ich zitterte jetzt vor Frost, denn es war gegen Abend ein Gewitter gekommen und der Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt. Als ich wieder auf festem Boden stand, sank ich auf meine Knie und dankte Gott, und betete inbrünstig, er möge mir ferner beistehen!“

„Drum hat er dich auch in unsere Arme zurückgeführt, du frommes Kind“, rief die Mutter in dankbaren Thränen.

„Es war aber ein schauriger Weg, Mutter!“ entgegnete der Knabe. „Dichte Finsterniß umher; der Mond war noch nicht herauf und der Himmel ganz schwarz umzogen. Zwar glimmte in Groß-Lasken noch das Feuer; ich sah immer noch Flammen aus dem Schutt aufschlagen und zwischen den Mauern lebendige Kohlenglut. Aber das leuchtete nicht bis ins Feld hinüber. Ich wußte dadurch nur, welche Richtung ich zu nehmen hatte. Dicht um mich her war finstere Nacht. Bei jedem Schritt stieß ich an eine Leiche! Oder es winselte neben mir und ächzte; Einige wälzten sich noch am Boden. Gerade um meine Linde her war der Kampf am wüthendsten gewesen. Mehrmals fiel ich

und lag lebendig mitten unter den Todten. Endlich wurde die Bahn etwas freier; ich kam auf Stellen, wo keine Todten lagen."

„Wer weiß, ob wir nicht im Dunkeln aneinander vorübergestreift sind", fiel die Mutter ein; „denn wir suchten dich unter den Todten die halbe Nacht."

„Ich glaube kaum, Mutter; denn weil ich mich fürchtete, unter die Soldaten zu gerathen, ging ich immer weiter ab von dem Schlachtfelde, wol eine Stunde darüber hinaus, gegen Thein zu. Dann wandte ich mich in den Wald rechts, ging am Flusse hinauf nach Netolitz zu, bis an die Furt bei Joachimsthal. Dort watete ich durch, und kam von hinterwärts hierher wieder zurück!"

„Das war schlau! Das war richtig gemacht, Bube", rief der Köhler, erfreut über die gewandte Besonnenheit des Knaben.

„Es kann uns indessen noch manches Gefährliche begegnen", fügte er vorsichtig hinzu; „das Kriegsvolk streift gewiß noch viel umher. Höre du, Mutter, und Valentin, wenn Leute hier hereinkommen, so ist das" — er deutete auf Xaver — „dein kranker Bruder, der im Bett liegt."

„Welche Noth und Gefahr kann ich über euch bringen, ihr wackern Leute", sagte Xaver.

„Gottes Barmherzigkeit wird uns schützen, wie sie uns jetzt gerettet hat", antwortete die Köhlerfrau, und ihr Blick hing in stummer Glückseligkeit an den Zügen ihres frischen, unschuldigen Knaben, der so rein und dankbar aus seinen braunen Augen zu Gott aufschaute.

In diesem Augenblicke zitterte ein goldener Schimmer durch das ärmliche Gemach. Es war die aufgehende Sonne, deren erste Strahlen durch die Tannenzweige des Waldes blitzten und in die Fenster fielen. In der Mauernische

dem Fenster gegenüber stand, wie bei vielen Utraquisten, die das Kreuz und die Heiligen zu verehren nicht aufgehört hatten, ein Crucifix; das bestrahlte die Sonne gerade mit ihrem Purpur, sodaß es wie von einem Heiligenschein umflossen war. Alle wurden unwillkürlich ergriffen von diesem göttlichen Zeichen. Die Mutter sank auf die Knie und blickte mit gefalteten Händen andächtig zu dem Heiland auf. Vater und Sohn knieten neben ihr; Xaver faltete auf seinem Lager fromm gerührt die Hände.

Heilige Stille und goldiger Duft umwebte die Betenden.

---

## Siebzehntes Capitel.

---

Die Gräfin Thurn saß mit ihrer Tochter in einem Gemach der Burg Karlsstein, dessen Fenster in den kleinen Garten des Vorhofs hinausgingen; sie hielt einen Brief, den sie soeben empfangen hatte, in der Hand. Ihr feuchtes Auge blickte nachdenklich vor sich hin.

„Seltsam, meine gute Mutter, je glücklicher die Nachrichten werden, je besorglicher wirst du!“ sprach Thekla und stand von ihrem Tisch am Fenster auf, wo sie mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, ging auf die Mutter zu, legte den Arm um ihren Nacken und küßte sie.

„Ja, meine Tochter“, antwortete die Gräfin, „es schwindelt mir bei diesem Glück! Ich bin nicht geboren, auf steiler Höhe zu wohnen! Die Ruhe der Thäler ist mir immer lieber gewesen. Dein Vater steigt mir zu hoch; ich zittere stets vor dem Sturz von diesem steilen Gipfel!“

„Es ist nur schwer, sich so schnell in das neue, alle Hoffnungen übersteigende Glück zu finden", erwiderte Thekla; „auch ich kann mich oft gar nicht überreden, daß Alles so völlig gelingt, alle drohenden Gefahren so schnell verschwinden. Wie bebten wir noch vor Jahr und Tag — noch vor einigen Monaten, Wochen! Und jetzt — dieser glänzende Siegeslauf!"

„Das Ziel ist noch nicht erreicht, Thekla; ein Schritt davon ist so gut wie tausend!" antwortete Elisabeth bedenklich. „Wir stehen vor Wien — doch es ist noch nicht in unserer Hand! Der Kaiser wird seine Hauptstadt nicht so rasch übergeben! Die Festung, die den wilden Horden der Türken widerstand, sie wird auch unsern Kriegern widerstehen!"

„Doch der Vater schreibt so sicher seines Erfolgs!"

„Dein Vater war oft zu rasch in seinen Hoffnungen! — Und wol auch zuweilen in seinen Handlungen", setzte die Gräfin mit besorglichem Tone hinzu.

„Er war auch immer kühn und wußte das Glück zu ergreifen", antwortete Thekla, und ein edles Feuer strahlte in ihrem Auge. „Mit welchen Schrecken erfüllte uns sein gewagtes Thun immer im Beginn, und welche Früchte hat es jetzt getragen!"

„Sie sind noch nicht reif, Kind!"

„Doch, doch, liebste Mutter. Vieles ist reif, die Früchte dieses Jahres sind reif, und das nächste wird uns neue, schönere bringen. Frei laden die Glocken unserer Kirchen zum Gebet ein. Unsere Gotteshäuser werden nicht mehr verschlossen, niedergerissen. Unsere Glaubensgenossen seufzen nicht mehr unter hartherzigen Bedrückern! Keine Priestergewalt versagt uns mehr die heiligen Sacramente. Die Brautpaare treten glückselig vor den Altar und empfangen

den kirchlichen Segen zum freien Bunde. Dem Kinde wird die heilige Taufe nicht mehr versagt. Und doch ist es kaum ein Jahr her, daß selbst das Grab den Unsern verschlossen wurde, das jetzt die Todten still in seinen Frieden aufnimmt!“

„Thekla“, sagte die Gräfin sanft lächelnd, „wie bist du gewachsen in diesem einen Jahr! — Ja, du hast Recht, es sind Früchte gereift. Du selbst! Die schüchterne Rosenknospe des vorjährigen Juni, wie voll blüht sie im diesjährigen!“

Mit verschämtem Erröthen küßte Thekla der Mutter die Worte von den Lippen weg. „Ja, ich fühle es, ich bin gewachsen in diesem Jahre“, begann sie nach einigen Augenblicken sinnenden Schweigens; „es ist mir, als hätten sich die Flügel meiner Seele entfaltet, theuerste Mutter. Ich bin ja aber auch“, setzte sie mit lächelndem Halbscherz hinzu, „aus der schüchternen Knospe, wie du mich nennst, aus einer schüchternen sechzehnjährigen, laß mich sagen, eine siebzehnjährige erwachsene Jungfrau geworden! — Ich denke, meine Mutter“, fuhr sie ernster fort, „eine so große Zeit ergreift auch gewaltiger. Bis dahin war ja Alles für mich nur tändelndes Spiel im Leben; jetzt wird Alles ernste That!“

„Allzu ernste!“ seufzte die Gräfin.

„O, nein, Mutter!“ bat Thekla. „Trage nicht auch ein so besorgliches Herz in der Brust, wie Die dort im Garten! Ich bin fast erzürnt auf Therese!“ sie deutete mit der Hand hinunter, wo diese zwischen den Gebüschen, welche unterhalb der von Schießscharten ausgezackten Mauern und Gebäude des Vorhofs einen kleinen Garten bildeten, still vor sich hinwandelte, — „denn Therese ist es doch, deren trübe Gedanken dich mit ergreifen!“

„O nein! Mein Herz schlug vom ersten Augenblick dieser verworrenen Zeit an nur besorglich“, entgegnete die Gräfin. „Therese ist viel stärker, viel entschlossener als ich, als wir Beide. Sie schilt nicht!“

„Sie ist muthiger als wir, und doch noch besorgter als du“, antwortete Thekla. „Ich verehre ihre edle, hohe Kraft, allein mich dünkt, sie besitzt sie nur um das Schwere, das sie fürchtet, entschlossen zu tragen, nicht um das Große, das wir hoffen sollen, freudig zu ergreifen und zu genießen! — Sie fürchtet immer!“

„Es ist einmal so im Gemüth des Menschen“, entgegnete die Gräfin, „von dem Unheilvollen hat es fast immer das dunkle Vorgefühl!“

„Sollen denn nur die Schatten finstrer Gespenster in unsere Seele fallen, dürften wir die guten Lichtengel, die uns umschweben, nicht wahrnehmen?“ sagte Thekla zweifelnd, und bewegte leise den schönen Kopf. — —

Therese, die in das Haus getreten war, öffnete die Thür des Gemachs.

„Wir haben soeben die glücklichsten Nachrichten von dem Vater erhalten, Therese“, empfing Thekla sie froh. „Der Sieg krönt seine Waffen überall. Er ist jetzt vor Wien selbst gerückt, und hat sein Lager hart an der Donau aufgeschlagen!“

Therese hörte die Botschaft mit ernstem Staunen. „Mögen ihm die Mauern der Kaiserstadt nicht zu hoch, nicht zu stark sein!“ sagte sie mit einem schwermüthigen Blick ihres dunklen Auges.

„Mögen die Mauern Wiens auch hoch und stark sein, Therese“, nahm Thekla das Wort, „sie schließen edle Freunde ein, die dem Vater hülfreiche Hand reichen werden.“

„Gebe Gott, daß ihr Arm stark, ihr Wille fest genug sei, ihm die Thore zu öffnen“, entgegnete Therese ebenso ernst als zuvor. „Tausende von Herzen schlagen für diesen Wunsch in Oesterreichs Hauptstadt, und zagen jetzt noch unter dem schweren Druck, der sie belastet! Der Himmel sende ihnen Erfüllung und Erlösung!“

„Und hoffst du sie nicht“, fragte Thekla.

„Einst wird sie Allen, die geboren sind, die geathmet haben! Doch viele lange, schaurige Nächte trennen uns vom goldenen Tage der Verheißung!“

„Aber sie wechseln mit sonnenhellen Tagen des Trostes und der Freude, Therese“, entgegnete Thekla warm.

„Gewiß, denn des Himmels Hand ist mild und reicht den Balsam zu den Wunden, die sie schlägt“, waren Theresens sanfte Worte der Erwiderung, während sie sich bemühte mit einem freundlichen Lächeln den Zügen Thekla's zu begegnen, aus denen die rein beglückte Seele leuchtete. — Auch Theresens Brust hatte sich freier, höher, bewußter gehoben, auch sie war gewachsen in dem Jahre voll großer Erlebnisse; allein die dunklen Schwingen, die ihre ernste Seele emportrugen, umschatteten das Leben finstrer und tiefer.

„Laßt uns zusammen einen Gang durch den Garten machen“, unterbrach die Gräfin das Gespräch Beider. „Er steht in der schönsten Rosenblüte. Das ist wenigstens eine Freude, deren wir gewiß sind.“ — —

Sie gingen in den kleinen innerhalb der Burgmauern belegenen Garten hinab, der sein lichtes Grün im Vorhof wie in dem Hauptraum der Veste um das Grau ihrer alten Thürme zog, und den zackigen Linien der Mauern und des Höhenrandes folgte, von dem man in das steile, tiefe, waldgrüne Thal hinabsah, aus dessen Mitte sich der

Bergkegel erhob, der die Burg trug. Es war im Rosenmonat, und sie blühten in allen sonnigen Mauereinsprüngen, theils an Spalieren, theils in Sträuchern und schlanken an Stützen gebundenen Bäumchen, die ihnen den Reichthum ihrer mit Hunderten von Blüten übersäeten Kronen tragen halfen.

„Dein Auge richtet sich immer nach Süden, Therese", wandte sich Thekla zu ihr, „und doch hemmen die hohen Waldberge den Fernblick."

„Soll nicht dennoch mein Auge meinem Herzen folgen?" antwortete sie, mit wehmuthtrübem Blick. „Dort weilt Er, der der Träger und das Licht meines Lebens ist. Ich weiß, daß sein Herz und Auge ebenso hierher schweifen. Vielleicht begegnen wir uns."

„Ich begreife Theresens Empfindung vollkommen", sagte die Gräfin. „Die Ehe verdoppelt alles Glück und theilt alles Leid. Darum ist die Sehnsucht so groß bei der Trennung. Wir sind in unserm Glück auf die Hälfte beschränkt, in unsern Sorgen aber zwiefach belastet!"

„So ist es", bestätigte Therese lebhaft.

„Mein Blick sucht in der Ferne am liebsten die Erinnerungen", sprach Thekla. „Darum wende ich meine Augen gern dort hinüber nach Westen, wo wir den verwichenen Sommer in der romantisch schauerlichen Einsamkeit zubrachten. Sähest du nicht auch gern die fernen Züge des Erzgebirges, wo deine Jugend blühte, Therese?"

„Wohin könnte ich sehnsuchtsvoller blicken", antwortete Therese warm; „und auch dort wird meine Seele Xaver begegnen. Wo unsere Jugend keimte, unsere Liebe die ersten Knospen trieb — wo das heilige Grab sich eingesenkt hat, zu dem wir wallfahrten müssen!"

Die Worte versagten ihr in der innersten Bewegung, die sie ergriff.

„Das des frommen Patriarchen Nechodom", ergänzte Thekla sie mit sanfter Theilnahme.

„Des Märtyrers", bejahte Therese.

„Es muß ein hoher, herrlicher Mann gewesen sein! So milde, so weise, wie ich mir die Heiligen denke! Mit welcher klaren Lehre hat er dich erfüllt, daß ich oft beschämt bin, Therese, neben dir!"

„Sein Blut düngte die erste Saat — die Felder werden noch Ströme Blutes trinken, bevor die goldene Ernte reif ist für die Schnitter", sprach Therese, und ihre Züge verklärten sich zu dunkel erhobenem Ausdruck. Edel aufgerichtet, blickte sie mit feucht schimmerndem Auge hinüber in jene erinnerungsvolle Ferne.

Alle Drei schwiegen. Sie standen jetzt auf dem äußersten Rand des Burgfelsens, wo sich hinter den steil herabgesenkten Mauern die Aussicht in das tief eingeschnittene grüne Thal nach Beraun zu öffnete, an dessen Ende der silberne Spiegel des Flusses die Windungen des Gebirges abschnitt. Hufschlag von Pferden, der am jenseitigen Ende der Burg auf der Zugbrücke und unter dem Burgthor ertönte, unterbrach unvermuthet die tiefe Stille.

„Es ist der Burggraf, der von Prag zurückkehrt", sagte die Gräfin. „Er wird uns vielleicht noch neuere Nachrichten bringen."

„Otto von Loß, der Unterburggraf zu Karlsstein, war, da er auch zu den Directoren gehörte, zumeist in Prag. Er hatte die letzten Tage dort zugebracht und kehrte soeben von daher zurück. Da er gewöhnlich der Bringer von Botschaften aus der Hauptstadt war, welche die Einsamkeit der Burg belebten, so war seine Ankunft stets ein erwartungsvolles, meist Freude bringendes Ereigniß. Die

Frauen gingen ihm daher sogleich entgegen. Es überraschte sie, daß er ihnen schon aus dem Vorhof und mit rascherem Schritt als gewöhnlich entgegentrat, zumal da ihm der Hauptmann der Burgwacht und einige andere Leute auf dem Fuße folgten. Als er näher kam, sah man seinem Wesen eine ungewöhnliche Unruhe an.

„Seid bestens begrüßt, Herr Burggraf", redete ihn Elisabeth an; „bringt Ihr uns Neues?"

„Nichts Erfreuliches, würdigste Frau", erwiderte er mit ernstem Ton.

„Nachrichten von Thurn?" flog die bestürzte Frage von den Lippen der Gräfin.

„Nein, von Eurem Gemahl nicht", antwortete der Burggraf; aber Graf Mansfeld ist gestern in Prag eingetroffen." Er stockte; die Blicke der drei Frauen hingen fragend an seinen Zügen. Endlich sprach er mit Selbstüberwindung: „Er ist von Boucquoi mit überlegener Kraft angegriffen, geschlagen und sein ganzes Corps zersprengt worden."

„O Gott!" rief Therese aus und that einen wankenden Schritt. Thekla schlang den Arm um sie.

Die Gräfin fragte in äußerster Unruhe: „Wißt Ihr Näheres, Herr Burggraf? Habt Ihr den Grafen Mansfeld selbst gesprochen?" Die Frage nach Xaver schwebte auf ihren Lippen, doch sie wagte sie nicht auszusprechen.

„Ich kann Euch nicht verhehlen, gnädigste Gräfin", entgegnete Loß, „daß die Folgen der unglücklichen Schlacht sehr ernste sein können. Graf Mansfeld hat uns darauf vorbereitet, daß Boucquoi und Dampierre vereinigt gegen Prag vordringen könnten."

„Wäre es möglich?" rief die Gräfin erblassend.

„Karlsstein hat mithin gleichfalls Ursache, auf der Hut zu sein", fuhr der Burggraf fort. „Ich werde sorgfältige

Vertheidigungsanstalten treffen müssen. Ich kann Euch nur fragen, würdigste Gräfin, ob Ihr unter diesen Umständen nicht besser thätet, schleunig nach Prag selbst zurückzukehren."

Elisabeth war im Augenblick nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Sie war zunächst mit Therese beschäftigt, die still weinend ihr Haupt auf Thekla's Schulter gelehnt hatte. An ihrer Stelle that endlich die Gräfin die Frage: „Wißt Ihr etwas Näheres von den Verlusten, Herr Burggraf? Euch ist bekannt, daß der Hauptmann Nechodom sich in des Grafen Mansfeld nächster Nähe befindet."

Loß erwiderte mit Theilnahme für Therese: „Leider kann ich über Einzelnes nicht Auskunft geben. Ich weiß nur, daß der Graf Mansfeld sich, gleich einem gemeinen Reiter fechtend, mit einem Theil seiner Leute aufs tapferste durchgeschlagen hat. Doch Viele sind versprengt, und der größte Theil des Fußvolks ist in Gefangenschaft gerathen."

„Graf Mansfeld ist unbegleitet nach Prag gekommen?" fragte die Gräfin, in der Hoffnung, daß Xaver mit ihm sein könne.

Therese erhob das Haupt und sprach mit schmerzlicher Sicherheit: „Xaver ist nicht mit ihm; sonst hätte er mir schon Botschaft gesendet!"

Loß wandte sich von diesem Gegenstand des Schmerzes und der Sorge ab, indem er zur Gräfin sagte: „Ich werde Eure Befehle abwarten, gnädigste Frau. Heut sind wir, denke ich, noch ganz sicher und der Straße nach Prag völlig Herr. Was in den nächsten Tagen geschieht, kann ich nicht wissen. Dies möge Euren Entschluß bestimmen. Gestattet mir, Euch jetzt zu verlassen. Ich will sogleich mit diesen Herren" — er deutete auf den Wachthauptmann

und die Andern, die sich in einiger Entfernung hielten — „die Burg genau untersuchen, um zu bestimmen, was noch irgend zu ihrer Sicherheit geschehen muß."

Er grüßte und ging. — —

„Therese! Meine theure Therese", redete die Gräfin diese mit der innigsten Theilnahme an; „Gott wird über Xaver's Haupt gewacht haben!"

„Wie über uns Allen, ich weiß es und vertraue", sagte Therese, die ihre Fassung wiedergewonnen, sanft aber fest. „Und ich weiß, was mir obliegt", setzte sie hinzu.

Weder Elisabeth noch Thekla gaben, durch das eingetretene Ereigniß zu aufgeregt, diesen Worten eine bestimmte Deutung.

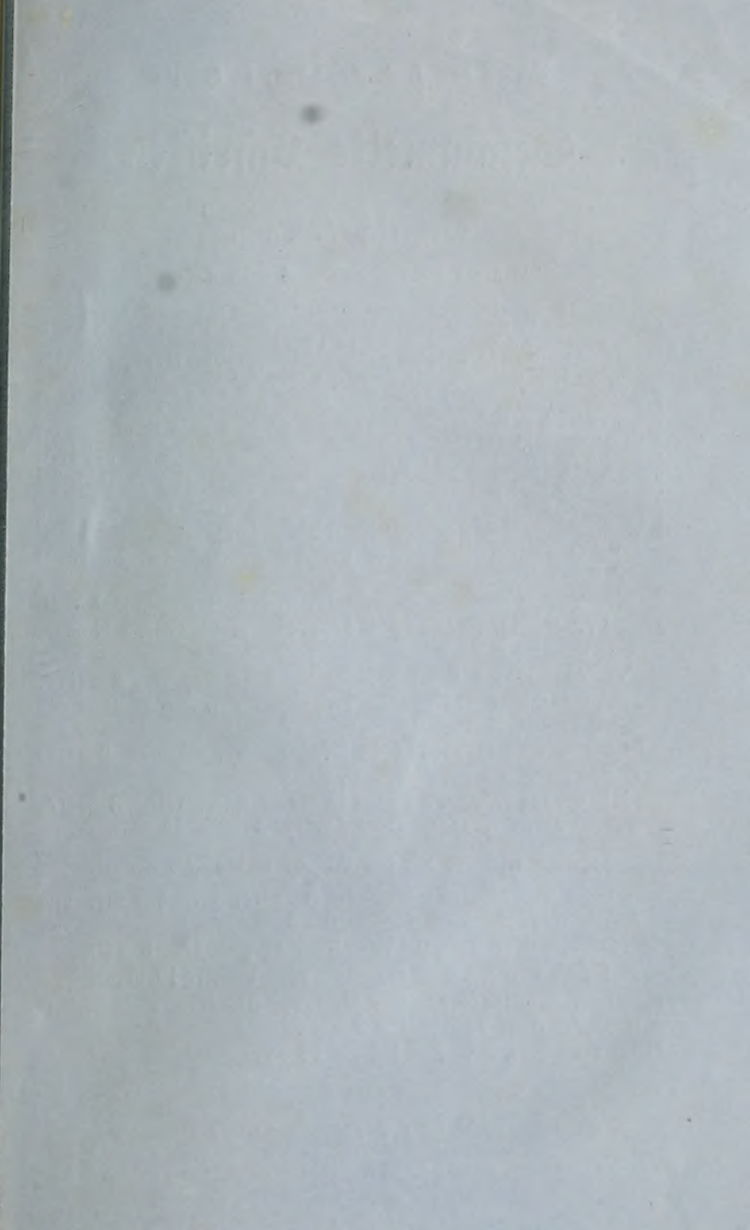
Alle Drei gingen in stummer Erwägung des Geschehenen und zunächst Künftigen in das Gemach.

Abermals hatte sich ein Aufenthalt tiefer Zurückgezogenheit und Stille für die drei Frauen in einen der sorgenvollsten Unruhe verwandelt. Das rauhe Stürmen der Zeit drang in die einsamste Zelle und verscheuchte den Frieden daraus! — —

Der Burggraf besichtigte indessen die Veste in ihrem ganzen Umkreis. Wie sorgfältig darin die Ordnung überwacht war: der Augenblick, wo das lange Vorbereitete zum Gebrauch kommen soll, zeigt immer Lücken, fordert Nachhülfe. Das war auch hier der Fall. Manche Schießscharten mußten sorgfältiger hergestellt, manche schadhafte Stellen in Wall und Mauern ausgebessert, manche Palissade erneuert werden. Bald sah man die Besatzung des Schlosses auf verschiedenen Punkten mit Arbeiten dieser Art beschäftigt, und Zimmerleute und Maurer wurden gleichfalls in Thätigkeit gesetzt. Die Möglichkeit eines nahen Angriffs




Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

---

# Gesammelte Schriften

von

## Heinrich Koenig.

Erster bis elfter Band. 8. 15 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten
schriftsteller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften", die bei de
gewogenen deutschen Publikum bereits die lebendigste Theilnahme gefun
soeben durch die zweite sehr vermehrte Auflage seiner Biographie Georg F
bereichert. Diese geschichtsgetreue Biographie führt uns einen der bede
und interessantesten Männer des vorigen Jahrhunderts in seinen äußern un
Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Leiden, Bestrebungen und Täu
vor, und bildet in ihrer durchgreifenden Grundanschauung einen ebenso t
als vorbedeutsamen Lebensroman. Das Buch wurde schon bei seinem
Erscheinen vor einigen Jahren von competenter Seite als eine „Arbeit vo
lerischem Maß" bezeichnet, als „ein vollkommen abgerundetes Ganzes, wor
mit Liebe und Fleiß in Einem Ton, aus einem Guß behandelt sei, sodaß n
ans Ende mit gleichbleibender Theilnahme der Erzählung folge, und das B
der Befriedigung aus der Hand lege, welche ein klares, überschauliches, mi
Behandlung des Stoffes geschaffnes Werk in uns zurücklasse".

Die **Gesammelten Schriften Heinrich Koenig's** enthalten
Folgendes:

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1

II.—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Ro
Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zw
durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Walden
Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII.—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zw
Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zw
sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

Außerdem erschienen von dem Verfasser in demselben Verlage.

**Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und
besserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

**Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.

**Spiel und Liebe.** Eine Novelle. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

**William Shakspeare.** Ein Roman. Zweite, neubearb
Auflage. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.

**Auch eine Jugend.** 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.